834B32
K1904

Rudolf Baumbach

Das Wasser des Vergessens

und andere Erzählungen

50 Pfennig

A. g. XIII.

Cotta'sche
Handbibliothek

Das Wasser des Vergessens

und andere Erzählungen

von

Rudolf Baumbach

Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

A.g.XIII.

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Microfilm Negative # 96-0731
Humanities Preservation Project

834B32
K1904

Inhalt

	Seit:
Das Waſſer des Vergeſſens (aus „Sommermärchen“) . .	5
Münchhauſen und die drei Wilddiebe (aus „Es war einmal“)	17
Eine Weihnachtsgeſchichte (aus „Neue Märchen“) . . .	23
Freund Lipp (aus „Erzählungen und Märchen“) . . .	34
Einbein (aus „Aus der Jugendzeit“)	46
Die Teufel auf der Himmelswieſe (aus „Sommermärchen“)	59

p 47985

Das Wasser des Vergessens

Im runden Turmgemach, welches mit Jagdgerät, Hirschgeweihen und ausgestopftem Federwild geschmückt war, saß ein junger Gesell auf dem hölzernen Schemel, zwirnte aus Marderſehnen einen Bogenstrang und sang ein lustiges Jägerlied dazu. Seiner Kleidung nach war er ein Weidmann und seinem verschnittenen Haar nach ein Diener der Schloßherrschaft. Sein Name war Heinz.

Über dem Burschen von der Decke herab hing ein schwankender Reif, und in dem Reif saß ein grauer Falk mit gebundenen Flügeln und der Kappe über den Augen. Zuweilen hielt der Jäger in seiner Arbeit inne und setzte den langsamer schwingenden Reif wieder in rasche Bewegung. Dies geschah, damit der Falk nicht einschlafe, denn er war ein Nestling und sollte zu einem Jagdfalken erzogen werden; eines weidgerechten Falken Abrichtung beginnt aber damit, daß man ihn durch Hunger und Schlaflosigkeit gefüge macht.

Heinz war des Grafen Falkner gewesen, und der alte Herr hatte den Burschen gehörig in Atem erhalten. Jetzt aber hatte letzterer gute Tage. Der Graf jagte nicht mehr, denn er lag seit Jahresfrist stumm

und still in einem mit Wappenschildern gezierten Steinsarg, und seine Witwe, Frau Adelheid, saß den ganzen Tag mit dem Kaplan zusammen und dachte nicht des Weidwerks.

Heute mußte die Schloßfrau des Betens wohl überdrüssig geworden sein, denn sie war aus ihren Gemächern hervorgegangen und durchstreifte die Räume der Burg. Der Gesang des jungen Gesellen mochte ihr nach dem eintönigen Psalmodieren des näselnden Kaplans eine angenehme Abwechslung sein; sie ging der Stimme nach und betrat des Falkners Turmgelaß.

Heinz machte ein verwundertes Gesicht, als er die stolze Frau im Leidschleier und grauen Gewand eintreten sah. Er erhob sich und neigte sich unterwürfig zur Erde nieder. Frau Adelheid ließ ihre leuchtenden Augen über die schlanke Gestalt des Falkners gleiten und lächelte gnädig, und ihr Lächeln deuchte den Gesellen wie Maiensonne. Die Frau fragte viel über Falknerei und Weidwerk, und als sie schied, sah sie den Jäger mit einem gar seltsamen Blick an, daß der kecke Bursch wie ein vierzehnjähriges Mägdlein sein Haupt seitwärts wandte.

Und es begab sich wenige Tage danach, daß Frau Adelheid auf einem schwanenweißen Zelter in den grünen Wald hineinritt. Sie trug aber kein graues Kleid, sondern ein Gewand aus grünem Samt und statt des Witwenschleiers einen Zobelhut mit wallenden Federn. Hinter ihr ritt, das Federspiel auf der Faust, Heinz, der junge Falkner, und sah aus seinen blauen Augen gar freudig drein.

Sie waren schon ein gutes Stück geritten, und die

Türme des Schlosses waren längst hinter den breitästigen Buchen verschwunden. Da wandte Frau Adelheid ihr Haupt und sprach: „Reite neben mir, Heinz!" Und Heinz tat, wie ihm die Frau befohlen hatte. Der Waldweg war eng, und der Gräfin Reitkleid streifte das Knie des Falkners. So ritten sie weiter. Die Bäume rauschten leise, die Buchfinken sangen, und zuweilen huschte kleines Waldgetier über den Weg. Mitunter knackte es auch im Holz von brechenden Ästen, wenn ein Wild waldeinwärts eilte, oder ein geschreckter Vogel flatterte geräuschvoll empor, und dann lag auf dem Wald wieder tiefe Stille. Und die Schloßfrau wandte sich abermals zu dem Jäger und sprach mit lachendem Mund: „Laß einmal hören, Heinz, ob du ein kluger Jägerknab bist."

„Lieber Weidgesell, sag' mir frei,
Was steigt wohl höher, denn Falk und Weih?"

Ohne sich zu besinnen entgegnete Heinz:

„Hoch steigt der Falk und der Weih steigt hoch,
Der Adler aber steigt höher noch."

Und wieder fragte Frau Adelheid:

„Lieber Weidgesell, sag' mir wahr,
Was steigt noch höher als der Aar?"

Der Falkner dachte ein paar Augenblicke nach, dann antwortete er:

„Noch höher als das Gefieder all
Steigt wohl der leuchtende Sonnenball."

Die Gräfin nickte beifällig und fragte zum dritten Male:

„Trauter Gesell, verhehl' mir's nicht,
Was steigt noch höher als die Sonne licht?"

Jetzt war des Falkners Weisheit zu Ende. Er schaute zu den Kronen der Buchen empor, als ob ihm von dorther Hilfe kommen könne, und dann sah er wieder auf den Sattelknopf nieder, aber er blieb stumm.

Da hielt Frau Adelheid ihr Rößlein an und neigte sich zu dem Jäger und sprach leise:

„Wohl steigt die Sonne am Himmel hoch,
Doch heimliche Minne steigt höher noch."

Sprach's und schlang ihre weißen Arme um des Gesellen Hals und küßte ihm die braune Wange.

Zwei Nußhäher mit blauen Flügeln flatterten aus den Haselbüschen auf und flogen schreiend in den Wald, um zu erzählen, was sie gesehen, und am anderen Morgen zwitscherten die Spatzen, die unter dem Schloßdach nisteten, einander zu:

„Piep, piep,
Die Herrin hat den Jäger lieb."

Ja, das war eine schöne Zeit für den Falkner Heinz. Er ließ sich das Haupthaar wachsen, daß es in gelben Ringeln bis auf seine Schultern herunterrollte und trug silberne Sporen und eine Reiherfeder auf dem Hut und baute Schlösser in die blaue Luft, eins schimmernder als das andere.

Zwar ein Schloß bekam er nicht, aber ein stattliches Försterhaus mit einem Hirschgeweih am Giebel und Feld und Wiesenland dazu ward ihm zu Lehen gegeben, und dort saß er nun als Bannförster, und wenn seine gnädige Herrin zu ihm herausgeritten kam, stand er in der Tür und schwenkte grüßend den Hut, hob dann Frau Adelheid aus dem Sattel und bewirtete sie mit Brot, Milch und Honig.

So verstrich Sommer, Herbst und der halbe Winter, und es kam Fastnacht. Da gab es viel Besuch aus der Nachbarschaft, und im Grafenschloß sah es aus wie in einer Herberge. Der Förster Heinz aber saß einsam in seinem Jägerhaus, und nur selten drang Kunde zu ihm von dem lustigen Treiben auf der Burg. Endlich kam Nachricht, die war eben nicht erfreulich für den armen Heinz. Frau Adelheid vermählt sich wieder; so lautete die Mär, und sie hallte dem jungen Gesellen ins Ohr wie Sterbeglockenton.

Da verschloß Heinz seines Hauses Tür und machte sich selber auf den Weg nach der Burg, und dazu murmelte er allerlei zwischen den Zähnen, das klang nicht wie Gebet.

Als er an den Fuß des Schloßbergs kam, wo die gewundene Straße bergauf führte, hörte er Hufschlag und ein silberhelles Lachen, das ihm in die Seele schnitt wie eine zweischneidige Klinge, und den Weg herab kam auf weißem Roß die Schloßfrau geritten, und neben ihr lenkte ein stattlicher Herr in reichem Kleid einen glänzenden Rappenhengst und schaute mit funkelnden Augen auf das schöne Weib an seiner Seite.

Da wollte dem jungen Weidmann das Herz im Leib zerspringen, aber er ward seiner selbst Herr; er saß auf einen Stein nieder wie ein Bettler, und als das Paar ihm nahe kam, sang er:

„Wohl steigt die Sonne am Himmel hoch,
Doch heimliche Minne steigt höher noch."

Der stolze Reiter hielt sein Roß an, wies mit der Peitsche nach dem Jäger und fragte seine Begleiterin: „Was hat das zu bedeuten? Wer ist der Mann?"

Der Gräfin war das Blut aus den Wangen gewichen, aber sie faßte sich schnell und sprach: „Ein wahnsinniger Jäger. Kommt, laßt uns vorüberziehen. Mir grauet in seiner Gegenwart."

Der Ritter aber hatte einen Beutel losgenestelt und warf dem Mann am Weg ein Geldstück zu. Da schrie Heinz laut auf und warf sich mit dem Angesicht auf den Boden. Die beiden aber gaben den Pferden die Sporen und ritten eilig von hinnen.

Der Hufschlag war längst verhallt, als sich der Unglückliche vom Boden hob. Er wischte sich Staub und Erde aus dem Antlitz, drückte den Hut in die Stirn und schritt in den Wald hinein. Ohne Weg und Pfad rannte er fort, bis die Nacht hereinbrach. Da warf er sich unter einem Baum nieder, hüllte sich in seinen Mantel, und auf den erschöpften Mann senkte sich der Schlaf.

Der arme Heinz schlief die ganze Nacht ohne Traum, bis ihn die Morgenkälte weckte. Da stand aber auch alsbald sein ganzes Leid wieder vor ihm und grinste ihn an wie eine Teufelslarve.

„O wenn ich vergessen könnte," rief er, „wenn ich vergessen könnte! Es gibt einen Born, wenn man von seinem Wasser trinkt, so schwindet alles Vergangene aus dem Gedächtnis. Wer zeigt mir den Weg zu der Quelle?"

„Hei!" rief eine Stimme neben ihm. „Von dem Wasser, das vergessen macht, bin ich wohl unterrichtet und will Euch gern mit meiner Wissenschaft zu Diensten sein."

Heinz blickte auf und sah vor sich einen jungen

Gesellen in zerschlissenem, schwarzem Gewand; aus seinen Schuhen schauten fürwitzig die Zehen. Der gab sich als fahrenden Schüler zu erkennen und sprach weiter: „Das Wasser, welches vergessen macht, heißt Lethe und springt in Griechenland. Dorthin also müßtet Ihr reisen und dann an Ort und Stelle das Nähere erfragen. Wollt Ihr's aber bequemer haben, so begleitet mich in die Schenke zur blauen Traube. Sie liegt nicht weit von hier. Dort wird Euch die Wirtin den Trank des Vergessens kredenzen, vorausgesetzt, daß Euer Beutel minder schlaff ist als der meinige."

So sprach der Vagant. Heinz aber erhob sich und folgte ihm in die Waldschenke. Dort tranken die beiden selbander einen ganzen Tag und eine halbe Nacht, und als sie um Mitternacht einträchtig auf der Ofenbank lagen, hatte Heinz allerdings vergessen, was ihn kümmerte und drückte. Mit dem Licht des Morgens kam ihm aber auch die quälende Erinnerung wieder, und Kopfweh hatte er obendrein. Da bezahlte er seine und seines Kumpanen Zeche, nahm kurzen Abschied von dem fahrenden Schüler und zog weiter.

„O wer vergessen könnte!" sagte er im Gehen und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Ich muß den Born finden, oder ich werde wirklich wahnsinnig."

Am Weg stand eine alte, halb abgestorbene Weide, und auf der Weide saß ein Rabe, der wandte den Kopf nach dem einsamen Wanderer und sah ihn aufmerksam an.

„Du weltkundiger Vogel," redete der Weidmann zu dem Raben, „du weißt alles, was auf der Erde

vorgeht; sag an, wo springt das Wasser des Vergessens?"

„Das möchte ich wohl kennen," sprach der Rabe, „um selbst daraus zu trinken. Ich habe ein Nest gewußt mit sieben fetten, nußgenährten Haselmäusen, und wie ich gestern nachsehen will, was die lieben Tierchen machen, da hat mir der Marder das Nest ausgenommen und nicht ein Stück übrig gelassen. Und nun muß ich an meinen Verlust denken wo ich geh' und steh'. Ja, wer das Wasser des Vergessens wüßte! Aber weißt du was, lieber Gesell? Geh' einmal zur Waldfrau, die weiß mehr als andere Leute und kennt auch vielleicht den Born des Vergessens." Darauf beschrieb der Rabe dem Jäger den Weg zur Waldfrau. Heinz bedankte sich und zog weiter.

Die Waldfrau war daheim. Sie saß vor ihrer Hütte und spann und nickte dazu mit dem weißen Kopf. Neben ihr saß ein grauer Kater mit grasgrünen Augen, der leckte sich die Pfoten und schnurrte dazu.

Heinz trat an die Alte heran, grüßte ehrerbietig und trug seine Sache vor.

„Den Born des Vergessens weiß ich allerdings," sprach die Waldfrau, „und will dir, du armer Knab, einen Trunk aus seinen Wassern nicht vorenthalten, aber umsonst ist nur der Tod — willst du einen Becher des köstlichen Getränkes haben, so mußt du mir zuvor drei Arbeiten verrichten. Willst du das?"

„Wenn ich kann."

„Ich verlange nichts Unmögliches von dir. Du sollst mir zunächst den Wald hinter meinem Haus umhauen. Das ist die erste Arbeit."

Dazu verstand sich der Bursch. Die Waldfrau gab ihm eine Holzaxt und führte ihn an Ort und Stelle. Heinz reckte sich und schwang die Axt, und bei jedem Schlag, den er führte, bildete er sich ein, er schlage auf seinen Nebenbuhler los, und die Bäume sanken krachend unter seinen wuchtigen Streichen, und das Krachen tat ihm wohl. So kam der Abend heran, und Heinz sah sich nach Atzung um, denn ihn hungerte gewaltig. Er brauchte auch nicht lange zu warten, denn vom Haus der Waldfrau kam eine Weibsperson, die stellte einen Korb mit Speis und Trank neben den ermüdeten Holzfäller.

Wie Heinz seine Augen aufhob, sah er vor sich eine wunderliebliche Gestalt, umflossen von gelbem Haar, darauf die letzten Strahlen der untergehenden Sonne flinkerten. Das war die Tochter der Waldfrau. Sie blickte den jungen, finsteren Gesellen mit sanften Augen an und blieb eine Weile vor ihm stehen. Als er aber nichts redete, ging sie wieder von dannen. Heinz aß und trank. Dann trug er sich eine Streu von Tannenzweigen und Waldmoos zusammen, legte sich nieder und schlief einen traumlosen Schlaf. Aber als er am Morgen erwachte, war auch sein Leid wieder wach geworden.

Da griff er zur Holzaxt und hieb auf die Stämme los, daß der Wald von seinen kräftigen Schlägen eine Stunde in der Runde widerhallte. Und als am Abend das schöne Mädchen mit dem Essen kam, sah Heinz nicht mehr so finster drein wie Tags zuvor, und weil er fühlte, daß etwas gesprochen werden müsse, so sagte er: „Schönes Wetter heute.“ Darauf antwortete das

Mädchen: „Ja, sehr schönes Wetter," und dann nickte sie und machte sich auf den Heimweg.

So verstrichen sieben Tage, einer wie der andere, und am siebenten Tag war der letzte Baum umgehauen. Die Waldfrau kam, belobte den fleißigen Heinz und sprach: „Nun kommt die zweite Arbeit."

Da mußte Heinz die Baumwurzeln ausroden, das Erdreich umgraben und Frucht und Samen säen. Dazu brauchte er sieben Wochen. Jeden Abend aber nach vollbrachtem Tagewerk brachte ihm die Tochter der Waldfrau das Essen und saß neben ihm auf einem Baumstamm und hörte zu, was Heinz erzählte von der Welt draußen, und wenn er fertig war, reichte sie ihm die weiße Hand und sprach: „Gute Nacht, lieber Heinz." Dann ging sie in ihre Behausung, Heinz aber suchte seine Lagerstatt auf und schlief alsbald ein.

Wie die sieben Wochen herum waren, kam die Waldfrau, sah das Werk, belobte den fleißigen Gesellen und sprach: „Nun kommt die dritte Arbeit. Jetzt sollst du mir aus dem gefällten Holz ein Haus bauen mit sieben Gemächern, und wenn du auch das vollbracht hast, dann erhältst du einen Becher mit dem Wasser des Vergessens und kannst gehen, wohin du willst."

Da ward Heinz ein Baumeister und baute mit Axt und Säge ein stattliches Haus. Die Arbeit ging zwar nur langsam von statten, dieweil Heinz ohne Gesellen schaffte, aber das war ihm gar nicht unlieb, denn es gefiel ihm im grünen Forst, und am liebsten wäre er immer bei der Waldfrau geblieben. An sein voriges Leid dachte er wohl noch zuweilen, aber nur wie einer, der einen bösen Traum gehabt hat und sich am Morgen

freut, daß er aufgewacht ist. Jeden Abend kam die Tochter der Waldfrau heraus zu ihm, und dann sangen sie zusammen bald lustige Weidmannslieder, bald Lieder von Scheiden, Meiden und Wiedersehen.

So verstrichen sieben Monate. Da war das Haus fertig von der Türschwelle bis zum Giebel. Auf den Giebel hatte Heinz einen jungen Tannenbaum gesteckt, und das Mädchen hatte Kränze aus Tannenreis und roten Vogelbeeren gebunden und die Wände damit geschmückt.

Die alte Waldfrau kam an ihrer Krücke, den Kater auf der Schulter, um das fertige Werk in Augenschein zu nehmen. Sie sah sehr feierlich aus, und in der Hand trug sie einen aus Holz geschnitzten Becher, darin war das Wasser des Vergessens.

„Du hast die drei Arbeiten, die ich dir auferlegt, vollbracht," sprach sie, „und nun kommt der Lohn. Nimm diesen Becher, und wenn du ihn bis zum letzten Tropfen geleert hast, so ist die Vergangenheit aus deinem Gedächtnis ausgelöscht."

Der Weidmann streckte zögernd die Hand nach dem Becher aus.

„Trink," sprach die Waldfrau, „und vergiß ‚alles'!"

„Alles?"

„Ja, alles, dein Leid von ehedem, mich und —"

„Und mich auch," sagte das schöne Mädchen und hielt die Hand vor die Augen, um die quellenden Tränen aufzuhalten.

Da faßte der junge Gesell den Becher und schleuderte ihn mit kräftiger Hand auf den Boden, daß der Trank in vielen blitzenden Tropfen auf das

Gras niederregnete und rief: „Mutter, ich bleibe bei Euch!“

Und ehe er wußte, wie ihm geschah, lag das Mädchen an seiner Brust und schluchzte vor Seligkeit. Und durch die Bäume ging ein Wehen, und die gelben Saaten ringsumher neigten sich im Wind, die Vögel sangen im Geäst und der graue Kater der Waldfrau ging schnurrend um das glückliche Paar im Kreis herum.

Nun könnte ich noch ohne große Mühe die alte Waldfrau in eine schöne Fee, ihre Tochter in eine Prinzessin und das neuerbaute Haus in ein schimmerndes Königsschloß verwandeln, aber bleiben wir lieber der Wahrheit getreu und lassen wir alles beim alten.

Etwas Wunderbares geschah aber doch. Wo ein Tropfen von dem Wasser des Vergessens auf den Boden gefallen war, da entstieg dem Grund eine kleine Blume mit himmelblauen Äuglein. Die Blume hat sich später über das ganze Land verbreitet, und wer nicht weiß, wie sie heißt, für den ist diese Geschichte nicht geschrieben.

Münchhausen und die drei Wilddiebe

Abenteuermüde saß der alte Freiherr von Münchhausen auf seinem Jagdschloß und zehrte von der Erinnerung wie der Dachs im Winterbau von seinem Fett. Zuweilen ging er noch mit seinem Feuerrohr in den Forst und erlegte auch wohl ein Stück Wild, aber der boshafte Kobold Zipperlein, der ihm eines Tages bei der Entenjagd in den Wasserstiefel geschlüpft war, vergällte ihm die Lust am fröhlichen Weidwerk und bannte ihn an den ledergepolsterten Sessel, unter dem das Fell des berühmten Honigbären lag.

Eines Morgens saß der Freiherr in seine Wildschur gewickelt beim Frühtrunk. Er hatte gut geschlafen, der Plageteufel im linken Fuß verhielt sich ruhig, und durch das geöffnete Fenster hatte die Sonne einen breiten, wärmenden Lichtstrahl wie einen schrägen Balken hereingeschoben.

Da wurden draußen auf dem Vorsaal Stimmen laut, die Tür öffnete sich, und der freiherrliche Jäger stieß drei gefesselte Strolche in das Gemach. Hinterdrein kam ein Knecht, der ein mit der Schlinge erwürgtes Reh trug. Er legte es schweigend vor dem Sessel des Schloßherrn nieder und ging.

„Gnädiger Herr," ergriff der Jäger das Wort, „da bringe ich sie, die Halunken, den Luz, den Rumpold und den krummen Dieterlein. Auf der Tat hab' ich sie ertappt, und hier ist auch die Rehgeiß, die sie in der Drahtschlinge gefangen haben. Befehlt, gnädiger Herr, was mit den Aasjägern geschehen soll."

Die Augen des Freiherrn musterten die drei Kumpane und glitten von den verwahrlosten Gestalten auf die ledergeflochtene Hetzpeitsche, die von einem Hirschgeweih lang niederhing.

„Soll ich?" fragte der grimme Jäger, der den Blick recht wohl bemerkt hatte, und machte eine erläuternde Handbewegung.

Aber der gut gelaunte Freiherr schüttelte den Kopf und sprach ruhig: „Den Schwerenötern soll ihr Recht werden, und ich selbst will über sie Gericht halten. Löse ihnen die Fesseln und harre des Urteils."

Der Jäger tat, wie ihm geheißen war, und stellte sich breitspurig vor die Tür, um einen etwaigen Fluchtversuch der Wilddiebe zu vereiteln.

Münchhausen tat einen Trunk, lehnte sich im Sessel zurück, schlug ein Bein über das andere und sprach wohlwollend: „Ihr Schufte! Ich könnte euch auf Hirsche schmieden und die Hirsche durch Busch und Dorn jagen lassen, ich könnte euch auch vierundzwanzig Stunden auf je einen Ameisenhaufen setzen, aber allzugroße Strenge ist vom Übel. Strenge hat mich oft gereut, Milde noch nie. Darum will ich auch diesmal Barmherzigkeit üben und es bei einer dreiwöchentlichen Hungerkur im Turm bewenden lassen."

Da ließ der lange Luz den Kopf hängen wie eine

abgeblühte Sonnenblume, dem dicken Rumpold tropften von den Augenrändern zwei Tränen, groß wie die Zwetschen, der krumme Dieterlein aber fiel auf die Kniee nieder und heulte wie ein Hündlein, dem man auf den Schweif getreten.

Eine Zeitlang letzte sich der gestrenge Richter an der Qual der Verdammten. Dann sprach er: „Eure Zerknirschung rührt mich. Merkt auf, ihr Wichte! Ich bin, wie ihr wißt, und wie die Welt weiß, ein Freund von Abenteuern und seltsamen Geschichten. Ihr scheint euch weidlich in der Welt herumgetrieben zu haben und kommt mir vor wie abgeriebene Kupferheller. Gewiß habt ihr mancherlei erfahren, was des Erzählens wert ist. Wenn einer von euch im stande ist, mir ein Erlebnis zu berichten, das mir unglaublich erscheint, so will ich euch pardonnieren und unbehelligt ziehen lassen. Finde ich aber eure Abenteuer glaubhaft, so müßt ihr ins Loch. Verstanden?"

Die drei Gefangenen atmeten erleichtert auf. Der lange Luz strich sich die Haare aus der Stirn, trat einen Schritt vor und begann: „Viel Seltsames habe ich auf meinen Fahrten erlebt, das Merkwürdigste aber ist das, was ich jetzt erzählen will. Als ich ein junger Bursch von fünfzehn oder sechzehn Jahren war, mußte ich einmal die braune Stute meines Gutsherrn hüten. Den armen Gaul hatte der Sattel wund gedrückt, und die Wunde wollte trotz sorglicher Wartung nicht heilen. Eines Tages liege ich unter einem Nußbaum, und nicht weit von mir ergeht sich die Stute im Gras. Da kommt ein Schäfer des Weges gezogen, betrachtet das kranke Pferd und spricht: ‚Dem Tier ist leicht zu

helfen. Schlage dir eine Nuß vom Baume, zerreibe sie zu Staub und bestreue mit dem Pulver die Wunde.'

„Ich bedankte mich und tat, was der Schäfer geraten hatte. — Am anderen Morgen aber, als ich meine Stute betrachte, was mußte ich sehen?"

„Was wirst du denn besonderes gesehen haben?" fiel der Freiherr von Münchhausen dem Erzählenden ins Wort. — — „Aus dem Rücken des Pferdes wird halt ein Nußbaum gewachsen sein. Gelt, das wolltest du berichten? Dergleichen kommt oft vor, und mir ist mit einem Kirschkern ähnliches passiert. Tritt zurück, Luz. Deine Geschichte ist nichts wert."

Der verdutzte Luz tat, wie ihm geheißen, und Rumpold, der zweite Wilderer, begann seine Rede: „Vor zehn oder mehr Jahren hab' ich als Kutscher bei einem Edelmann gedient, der hatte sich dem Teufel verschrieben, und weil nun seine Seele doch einmal verloren war, so plagte er den Schwarzen, wie und wo er konnte. Einstmals kehrten wir in der Nacht von einer Gasterei zurück. Kein Stern stand am Himmel, und der ohnehin schlechte Weg war durch Regengüsse aufgeweicht, also daß ich mit dem Viergespann meine liebe Not hatte. Da sagte mein Herr: ‚Warte, Rumpold, er' — damit meinte er den Bösen — ‚soll uns eine Straße bauen; das ist ihm eine Kleinigkeit.' Dann rief er etwas in die Nacht hinaus, und gleich darauf rollte der Wagen sänftlich, und der Pferde Hufschlag scholl, als ob wir über eine hölzerne Brücke führen. Anfangs ging's bergan, und die Pferde schritten langsam. Wie ich nun merke, daß wir auf der Höhe angekommen sind, schwing' ich die Peitsche,

um die Rosse zu schnellerem Lauf anzutreiben, aber die Peitschenschnur bleibt an einem Baum oder etwas derartigem hängen und ich muß sie im Stich lassen. Tags darauf fuhr ich meinen Herrn wieder, diesmal auf der gewöhnlichen Straße. Wie ich in das nächste Dorf komme, fällt mein Blick von ungefähr auf den Kirchturm, und siehe da" — — —

„Da hing deine Peitsche am Turmknopf," sagte der Freiherr, „und nun wußtest du, daß du in der Nacht hoch durch die Luft kutschiert warst. Dergleichen kommt oft vor. Tritt zurück, deine Geschichte ist nichts wert, und wenn der dritte nichts Besseres vorzubringen weiß, so ergeht's euch übel."

Der krumme Dieterlein hinkte an den Sessel des Freiherrn heran und machte seine Reverenz . . .

„Vor Zeiten," begann er, „habe ich drüben an der Hungerhalde ein Äckerlein besessen. Ich hatte es mit Roggen bestellt und ging jeden Sonntagnachmittag hinaus und freute mich über das Gedeihen der Saat. Eines Tages, wie ich so am Ackerrain stehe, fällt mir ein Halm auf, der die übrigen weit überragt, und der Halm wächst zusehends höher und immer höher . . ."

Hier unterbrach Herr von Münchhausen den Erzähler und sprach mit spöttischem Ton: „Und da hieltest du dich an der Ähre fest und kamst auf diese Weise in den Himmel, nicht wahr?"

„Allerdings, gnädiger Herr," versetzte der Dieterlein eifrig. „Aber meine Geschichte hebt ja jetzt erst an. Hört nur weiter."

„So laß hören," sprach der Freiherr.

„Wie ich da droben im Himmel ankomme," fuhr der Dieterlein fort, „ist gerade ein großes Musikfest abgehalten worden, ein Konzert, wie man's nennt. Die heilige Cäcilie hat die Orgel gespielt, der König David die Harfe, und die kleinen Engel haben gefiedelt und die Posaunen geblasen. Im Kreise herum aber sind die Seligen gesessen und haben zugehört, und es waren viele Bekannte darunter." —

„Da hast du wohl auch meinen seligen Herrn Vater gesehen?" fragte Herr von Münchhausen.

„Ei freilich," versetzte der Dieterlein. „Der ist, wie die Musik aus war, mit dem Teller herumgegangen und hat eingesammelt."

Da fuhr der Freiherr aus dem Sessel empor.

„Unverschämter Lügner!" donnerte er, und sein weißer Schnurrbart sträubte sich. „Augenblicklich packt euch von hinnen und kommt mir nicht wieder vor die Augen. Marsch!"

Und die drei Strolche ließen sich das nicht zweimal sagen und gingen eilig von dannen.

Eine Weihnachtsgeschichte

Es war einmal ein gelehrter Professor. Der saß zur Abendstunde in einem weiten Gemach mit tiefen Fensternischen und einer gewölbten, stark angerauchten Decke, von welcher ein vielarmiger Eisenleuchter herabhing. Letzterer verbreitete aber kein Licht; dieses quoll aus einer großen, grün geschirmten Lampe, und dazu flammte aus dem Ofen dunkelroter Feuerschein, aber im Zimmer war es düster trotz der zwiefachen Lichtquelle. Fast bis an die Decke hinan reichten hohe Gestelle, und auf diesen standen mächtige, in Schweinsleder gebundene Folianten und handliche Bücher mit abgegriffenen Deckeln, daneben Tongefäße, blaugrün angerostete Bronzen und allerlei Dinge, welche der gemeine Mann Gerümpel zu nennen pflegt.

An dem von der Lampe beleuchteten Tisch, über Bücher und Papier gebeugt, saß der Gelehrte, ein Mann mit hoher Stirn und blassem Angesicht. Er ist auch Schriftsteller, und was er schreibt, hat Hand und Fuß. Gegenwärtig arbeitet er an einem Buch über des Volkes Glauben und Aberglauben, über seine Sitten, Gebräuche, Feste und dergleichen. Er geht der Sache auf den Grund. Aus Kinderreimen stellt er

uralte Zauberspruche her, die Waldweiblein und die neckischen Kobolde wandelt er in Licht- und Schwarzalfen, und aus den Unholden, die beim Wechsel der Jahreszeiten umherziehen, schält er die alten Götter der Walhalla hervor. Daß er gerade heute am Weihnachtsabend an dem Kapitel arbeitete, welches das Julfest unserer heidnischen Ahnen behandelt, ist kein Zufall. Er hat sich diese Arbeit für den Abend zurechtgelegt und begeht so die Feier unseres fröhlichen Festes. — Jeder nach seiner Art.

Mit dem Arbeiten wollte es aber nicht recht gehen. Die Feder schien bleischwer zu sein, denn der Gelehrte legte sie immer wieder aus der Hand und richtete seine Augen auf einen alten Armstuhl oder vielmehr auf das buntgestickte Kissen, welches den Ledersessel zierte, wie eine fremdländische Blume einen Schutthaufen.

Von dem Kissen glitt sein Blick auf zwei kleine Männchen, die auf einem Bücherbrett standen und sich unter den Folianten drollig genug ausnahmen. Der eine war ein aus Papier und Baumwolle gefertigter Bischof mit Inful und Krummstab, der andere ein schwarzer Unhold mit langer, roter Zunge, Sankt Nikolaus und sein Knecht. Schließlich haftete das wandernde Auge des einsamen Mannes auf einer großen Schachtel, die er in der Dämmerung unter dem Mantel ins Haus getragen hatte, und da diese Schachtel erst geöffnet wird, wenn die Geschichte aus ist, so sei hiermit verraten, daß sie Weihnachtsgeschenke, Spielzeug, Bilderbücher und Näschereien enthält.

Für wen?

Ja, für wen? da muß ich ein wenig weiter ausholen.

Als der Gelehrte die Zimmer bezog, die er jetzt bewohnte, vertraute er deren Säuberung und die Besorgung verschiedener Bedürfnisse der Frau an, deren Mietsmann er geworden. Das war eine Witwe, die ein bescheidenes Einkommen und eine ganze Stube voll Kinder hatte. Das älteste war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, namens Elisabeth, das jüngste ein wilder bräunlicher Bursche, der noch mit einer Schiefertafel mit angehängtem Schwamm zur Schule ging und zu Hause seine Freistunden meistens damit ausfüllte, daß er auf der Treppe lärmte oder auf dem Geländer rittlings zu Tal fuhr. Das Gepolter des Kleinen aber war der Anknüpfungspunkt geworden für einen befreundeten Verkehr zwischen dem Mietsmann und der Familie. Als nämlich eines Tages der in seiner Arbeit gestörte Gelehrte mit gefurchter Stirn eine Treppe höher stieg, um den Störenfried bei seiner Mutter zu verklagen, traf er statt der letzteren die schöne Elisabeth an. Da verlor er den Mut, als Ankläger aufzutreten.

Stotternd sprach er etwas vom Wetter und vom Wind, belobte heuchlerisch die Munterkeit des Knaben und bat schließlich um eine Schachtel Zündhölzer, mit der er wieder in seine Bücherei hinabstieg — und die kluge Leserin merkt etwas.

Es blieb nicht bei diesem einen Besuch. Der einsame Mann hatte auf einmal allerlei Bedürfnisse, die er früher nicht gekannt hatte, und es verging selten ein Tag, ohne daß er an die Türe der Witwe ge-

klopft hätte. Im oberen Stock kam man seinen Wünschen sehr gerne nach, und der Gelehrte bewies sich dankbar, indem er dem zweiten Sohn, der sich des Studiums der Alten befliß, bei seinen griechischen und lateinischen Übersetzungen ausgiebige Hilfe leistete und den jüngeren Geschwistern allerhand kleine Geschenke machte. Mit der schönen Elisabeth sprach er nur wenig, den Kindern aber erzählte er Märchen und schauerlich schöne Geschichten von Seefahrern, Riesenschlangen und Menschenfressern. Für die Kinder war auch der Inhalt der großen Schachtel bestimmt. Die wollte er später heimlich die Treppe hinauftragen und vor die Tür des Zimmers stellen, in welchem das kleine Volk um den Weihnachtsbaum jubelte.

Der Leser weiß nunmehr auch, welche Hand das Kissen gestickt hatte, das der einsame Mann jetzt wieder angelegentlich betrachtete. Es trug ein von Blumen umranktes E, und er wußte nicht, sollte das „Ernst", dies war sein Vorname, oder „Elisabeth" heißen. Er strich sich mit der Hand über die hohe, weiße Stirn und lächelte vor sich hin. Es war ein gar liebliches Bild, welches an seiner Seele vorüberzog, aber er schüttelte den Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er etwas auslöschen wolle.

In den Büchern, die er hier angehäuft hatte, wohnten starke Geister, und der Einsame verkehrte mit ihnen wie mit seinesgleichen, aber sie hielten ihn vom sonnigen Leben zurück, und wenn er versuchte, sich unter den Kindern der Welt zu bewegen, so war er linkisch und ängstlich, zumal wenn die Kinder der Welt blaue Augen und blonde Zöpfe hatten.

„Guten Abend," sagten da zwei Männerstimmen zu gleicher Zeit, und zur Tür herein traten zwei seltsame Gestalten, die genau so aussahen, wie die beiden Figuren auf dem Büchergestell.

„Guten Abend, Professor," sagte der noch einmal, welcher wie ein Bischof gekleidet war. „Du erlaubst doch, daß wir uns bei dir wärmen? Es ist kalt draußen."

Der Angeredete schaute verwundert bald den einen, bald den anderen an. „Darf ich fragen, wer mich mit seinem Besuch beehrt?"

„Das solltest du eigentlich wissen," sagte Sankt Nikolaus, „du bist ein gelehrter Mann und läßt dich durch keine Vermummung täuschen. Nun gib einmal acht; jetzt legen wir ab." Und plötzlich stand vor dem Erstaunten statt des weißbärtigen Bischofs ein gewaltiger, einäugiger Mann, dessen Haupt von einem breiten Hut beschattet war. „Kennst du mich jetzt?" frug der seltsame Gast.

Der Gelehrte verbeugte sich tief. „Ihr seid Wodan, und dann ist Euer Begleiter kein anderer, als der schlimme Loke."

„Gefehlt," sprach der zweite und trat einen Schritt vor, daß das Haus zitterte. Er hatte jetzt einen flammenroten Bart und sprühende Augen; im Gürtel trug er einen Hammer.

„Asathor," rief der Professor, „und nicht Loke! Wie man sich doch täuschen kann! Erlaubt, daß ich diesen Irrtum sofort berichtige." Er kehrte sich zu seinem Schreibtisch, aber Thor schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß das Tintenfaß einen Sprung

tat und einen schwarzen Bach über das Manuskript goß.

„Thor," sagte Wodan mißbilligend, „wirst du nie Lebensart lernen? Bedenke, daß wir bei einem Mann zu Gast sind, der uns wohl will." Da brummte Thor etwas in seinen Bart und trocknete die Tinte mit seinem Ärmel auf.

„Was den schlimmen Loke anbetrifft," fuhr Wodan fort, „so hast du nicht ganz unrecht, weiser Professor, denn auch er ist in meinem Gefolge; der hält draußen vor der Tür mit Thors Wagen. Übrigens ist er nicht mehr so arg; das Unglück hat ihn zahm gemacht. — Nun merk auf! Du bist ein braver Mann, du nimmst dich unser an und belehrst das undankbare Menschenvolk, wer eigentlich hinter seinen albernen Spukgestalten steckt. Darum haben wir beschlossen, dich einmal zu besuchen und dir zu danken. Wären noch die guten, alten Zeiten, so hätten wir auch ein Gastgeschenk mitgebracht, aber wir sind arme, entthronte Asen, und das Rheingold ist uns längst durch die Finger gelaufen. Eine kleine Aufmerksamkeit wollen wir dir aber doch erzeigen, sobald wir vollzählig sind. Wo sie nur bleiben mag?"

„Daß doch die Weiber nie zur rechten Stunde fertig werden können!" grollte der starke Thor. „Vertreiben wir uns die Zeit, so gut es geht. Hast du nichts zu trinken, Professor?"

Der Professor bedauerte, seinen erlauchten Gästen nur Wasser bieten zu können.

„Nun," sprach der Gewaltige, „das habe ich mir gedacht und für einen guten Trunk selber gesorgt."

Und mit diesen Worten griff er unter den Tisch, an den sich die Götter niedergelassen hatten, und brachte ein ungefüges, wohlgefülltes Horn zum Vorschein, „da trink, Professor!“

Dieser empfing das Trinkhorn und tat gehorsam einen guten Zug. „Nicht übel,“ sprach er und reichte das Horn weiter. Thor aber schlug mit seinem Hammer auf den Tisch und brüllte: „Silentium! —

Der Herr Professer
Liest heut kein Kollegium,
Drum ist es besser,
Man trinkt eins 'rum.
Edite, bibite — — — —“

„Halt!“ rief der Gelehrte. „Das ist ein Anachronismus. Wie kann ein Ase?“ — — — —

„Ei was!“ lachte Wodan und lüpfte seinen Schlapphut, denn der nahe Ofen machte ihm warm. „Ei was, in dieser Nacht ist alles erlaubt. Horch, sie kommt!“

Wieder ging die Tür auf und herein trat ein altes, runzeliges Weib, dem die Haare wie Spinneweben um den Kopf flogen, und eine Nase hatte sie, schier eine halbe Elle lang.

„Frau Berchta,“ sagte der Wirt erfreut und hob sich von seinem Sitz. „Frau Berchta im Süden, Frau Holda im Norden genannt, seid willkommen und“ — — — — Die Rede stand ihm plötzlich still, denn die Alte hatte sich in ein blühendes Weib mit strahlenden Augen verwandelt. Sie trug ein schimmerndes Gewand und einen Kranz von Flachsblüten im gelben Haar. — „Ach!“ — So etwas hatte der Professor sein Lebtag nicht gesehen.

„Gefall' ich dir?" frug Frau Berchta und lächelte, daß es dem armen Professor ganz schwül zu Mute wurde. Da zog Wodan die Schöne mit starken Armen an seine Brust und gab ihr einen weithin vernehmlichen Kuß, und sie lachte dazu.

„Das ist stark," dachte der Gelehrte, „und um die Wahrheit zu gestehen, ich habe mir die Götter doch ein bißchen anders vorgestellt."

„Und jetzt kann's losgehen," sagte Thor und erhob sich. „Über kurz oder lang fangen die Glocken auf den Türmen an zu bimmeln, und da ist unseres Bleibens nicht länger. Mach dich fertig, Professor!"

„Fertig? — Wozu fertig?"

„Wir haben dir," sprach Wodan, „eine große Ehre zugedacht. Du sollst uns auf einer nächtlichen Wolkenfahrt begleiten. Hei, was wirst du für Augen machen, wenn wir über die wogenden Bergeswälder dahinfahren, schneller als der Nordsturm, wenn unter dir die Städte der Menschen dahinfliegen und über dir die Sterne wie stiebende Funken. ‚Die wilde Jagd' nennen's die dummen Leute. Bereite dich und wähle: willst du auf Thors Wagen Platz nehmen oder willst du dich lieber zu mir auf meinen achtbeinigen Schimmel setzen?"

„Meine werten Gäste," sagte der Professor, „ich weiß die Ehre eures Besuches zu schätzen. Was aber die nächtliche Fahrt anbetrifft, so danke ich entschieden. Reiten kann ich nicht, und beim Fahren kann ich nicht rückwärts sitzen, und an Schwindel leide ich auch. Nichts für ungut, aber ich bleibe hier."

„Was?" brüllte Thor, „du schlägst die Ehre, uns

zu begleiten, aus?" Seine Augen glühten wie Kohlen, und drohend hob er den Hammer. „Reize nicht meinen Asenzorn, oder ich zerschmettere dir den Kopf wie eine taube Nuß."

„Sei vernünftig, Professor," mahnte Frau Berchta. „Ich habe mich schon lange darauf gefreut, mit einem so gelehrten Mann ein Stündchen spazieren zu fahren. Es geschieht dir nichts Schlimmes, und vor dem ersten Hahnenschrei setzen wir dich wieder vor deiner Haustür ab. Komm, reiche mir deinen Arm."

„Mit mußt du," sprach Wodan. „Du mußt uns einmal in unserer alten Herrlichkeit sehen, damit du den Leuten davon erzählen kannst. — Oho! Er will entwischen. Faß' ihn, Thor!"

Der geängstigte Mann hatte versucht, die Tür zu gewinnen, aber Thor vertrat ihm den Weg, faßte ihn am Rockkragen, daß alle Nähte krachten, und hob ihn empor wie der Jäger einen erlegten Hasen. Frau Berchta aber stemmte die weißen Arme in die Hüften und ließ ein schallendes Gelächter vernehmen. „Halt ihn fest und laß ihn nicht fallen. Und nun fort! Es ist höchste Zeit."

Da ging die Tür zum dritten Male auf. Herein trat aber diesmal kein Unhold, sondern ein lichtumflossener Engel, der eine Lilie in der Hand trug. Ihm zur Seite schritt ein Knäblein, das trug einen goldenen Heiligenschein, und der Gelehrte wußte, wer das Kind war.

Thor ließ seine Beute los, und die drei Asen stießen einen klagenden Ruf aus, welcher dem Professor durch Mark und Bein ging. Dann schwanden

die riesenhaften Gestalten zusehends zusammen, sie wurden nebelhafter und zogen endlich wie eine bläuliche Rauchwolke zur offenen Tür hinaus.

Der Professor rieb sich die Augen. Der nächtliche Spuk war verschwunden, und nur der Tintenfleck auf dem Manuskript zeugte von dem Besuch der Asen. Der Engel und der Knabe waren geblieben, aber sie hatten sich verwandelt. Vom Haupt des Knaben war der goldene Strahlenkranz verschwunden, und der Engel trug statt des lichten Gewandes ein dunkles Wollenkleid und darüber eine schneeweiße Schürze.

„O Elisabeth, mein guter Engel!" rief der Mann und sprang empor. „Du hast den Spuk verscheucht; bleibe bei mir und verscheuche mir auch künftig die Unholde, die mir das Haupt umschwirren."

Das Mädchen sah den erregten Mann mit großen fragenden Kinderaugen an. Was er da von Unholden sprach, die sie verjagen sollte, verstand sie nicht, aber als er sie sanft an sich zog und sie küßte und Worte der Liebe zu ihr sprach, da verstand sie ihn und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Der Kleine machte ein verwundertes Gesicht, aber die Weihnachtsbescherung war ihm doch wichtiger als das, was hier vorging. Ungeduldig trippelte er hin und her und sprach ein Mal übers andere Mal: „Und die Mutter läßt dich bitten, zu uns heraufzukommen; das Christkind ist da. — Und was ist das für eine große Schachtel?"

„Nimm sie," sagte der glückselige Mann, „und lauf uns voraus." Dann schlang er seinen Arm um

das Mädchen und sprach: „Komm, laß uns zur Mutter gehen.“ Und da gingen sie zur Mutter.

Der schwarze Gesell aber, der neben dem papiernen Bischof auf dem Bücherbrett stand, zog seine rote Zunge ein und sprach: „Das war ein lustiger Abend, aber am besten gefällt mir der Schluß.“

Und Sankt Nikolaus neigte zustimmend den Kopf.

Freund Lipp

Nächste Ostern kommt er nach N. auf die Schule. — Punktum. — Es ist die höchste Zeit, er ist elf Jahre alt, und hier verwildert er unter den Gassenjungen. — Dixi. —

Er, das heißt ich, ließ den Kopf hängen, und das Weinen war mir näher als das Lachen. Elf sonnige Knabenjahre hatte ich in dem Landstädtchen verlebt, ich stand bei meinen Spielkameraden in hohem Ansehen und wollte lieber unter den Rangen meines Geburtsortes der erste sein, als in der Hauptstadt der zweite.

Durch den grauen Nebel, der wie Höhenrauch meine nächste Zukunft verhüllte, schimmerte nur ein Licht, aber ein helles, freundliches Licht; das war das Theater, dessen Herrlichkeit ich bereits kennen gelernt hatte. Die weißen Priester aus der Zauberflöte, die Löwen Sarastros, die feuerspeiende Schlange und den bunten, lustigen Papageno, solche Dinge bekam man daheim nicht zu sehen, und als mir meine Eltern als Belohnung für Fleiß und musterhaftes Betragen zeit-

weiligen Theaterbesuch verhießen, schied ich halb getröstet aus dem Eden meiner Kindheit.

Junge Bäume, rechtzeitig verpflanzt, schlagen bald Wurzel. Nach einem kläglichen Abschied von den Meinigen und einem leichten Anfall von Heimweh fühlte ich mich ganz wohl. Ich war in die zweite Klasse des Gymnasiums aufgenommen worden und sog begierig an der Weisheit Brüsten; für mein leibliches Wohl aber sorgte eine gewisse Frau Eberlein, bei der ich Kost und Wohnung gefunden hatte.

Sie war Witwe und Inhaberin eines kleinen Kaufladens, in welchem sie, unterstützt von einer Ladenjungfer, die vorsprechenden Kunden von früh bis Abends bediente. Kolonialwaren und Hülsenfrüchte waren in ihrem Geschäft die Hauptsache, aber außer diesen fanden sich in ihrem Laden alle erdenklichen Sachen aufgestapelt: Strickgarn, Bilderbogen, Schiefertafeln, Käse, Taschenmesser, Bindfadenrollen, Heringe, Seife, Knöpfe, Schreibpapier, Leim, Haarnadeln, Zigarrenspitzen, Orangen, Fliegengift, Bürsten, Firnis, Lebkuchen, Bleisoldaten, Korkstöpsel, Talgkerzen, Tabaksbeutel, Fingerhüte, Gummibälle und Knallerbsen. Auch bereitete sie mittels verschiedener Essenzen Persiko, Maraschin, Rosoglio und andere Liköre, sowie eine vortreffliche Tinte, bei deren Herstellung ich ihr zur Hand gehen durfte. Sie erfreute sich eines gewissen Wohlstandes, lebte selbst nicht schlecht und ließ mich an nichts Mangel leiden.

Viele Sorge verursachte der guten Frau Eberlein meine Leidenschaft für das Theater. Sie hielt von der Kunst überhaupt nicht viel, das Komödienspielen

aber verachtete sie gründlich. Daher erschwerte sie mir den Besuch des Theaters nach Möglichkeit und pflegte mir erst nach langem Hin- und Herreden und nachdem auch die Ladenjungfer ihre Stimme abgegeben hatte, den zum Ankauf einer Eintrittskarte nötigen Betrag einzuhändigen. Die Ladenjungfer war eine ältliche Person, schlank wie eine Giraffe, welche längere Zeit gefastet hat, und sehr belesen. Sie bezog die Lieferungen einer Volksbibliothek mit dem Motto: „Bildung macht frei", und Frau Eberlein gab etwas auf ihr Urteil. Die gutmütige Person war mir gewogen, und so oft daher ihre Herrin fragte: „Paßt das Stück für die Jugend?" bejahte sie dies, und Frau Eberlein mußte mich ziehen lassen.

Das waren herrliche Abende. Lange schon vor Beginn der Vorstellung saß ich droben auf der Galerie und blickte von meiner schwindelnden Höhe in das noch finstere Haus. Jetzt kommt ein Diener und entzündet die Lampe des Orchesters. Das Parterre und die oberen Reihen füllen sich, aber die Sperrsitze und die Logen sind noch leer. Nun wird es plötzlich hell; der Kronleuchter senkt sich aus einer Öffnung der Decke herab. Die Musiker erscheinen und prüfen die Instrumente. Es ist ein greuliches Durcheinander, aber schön ist es doch. Die Türen klappen, geputzte Damen in weißen Mänteln, bunte Offiziere und steife schwarzweiße Herren vom Zivil nehmen die Logensitze ein. Der Kapellmeister besteigt seinen erhöhten Sitz und nun geht's los. Die Ouvertüre dauert entsetzlich lang, aber sie geht auch zu Ende. Klinglingling. Der Vorhang steigt. Ah! —

Daß es meine Bestimmung sei, dereinst von der Bühne herab das Publikum zu begeistern, darüber war ich bald mit mir im reinen, nur war ich noch unentschieden, ob ich mich dem Schauspiel oder der Oper widmen solle, denn es schien mir ein ebenso begehrenswertes Los, in der Wolfschlucht Freikugeln zu gießen, als, hinter Holunderbüschen verborgen, auf tyrannische Landvögte zu schießen. Einstweilen lernte ich Tells Monolog: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen" auswendig und übte die Arie: „Durch die Wälder, durch die Auen."

Die Vorsehung schien meine Pläne begünstigen zu wollen, denn sie führte mich mit einem gewissen Lipp zusammen, der vermöge seiner Verbindungen im stande war, mir den Weg auf die Bretter zu bahnen. Lipp war ein hoch aufgeschossener, etwa sechzehnjähriger Bursche mit entsetzlich großen Händen und Füßen. Gewöhnlich trug er einen lichtblauen, stark verschossenen Rock, dessen Ärmel ihm kaum bis über die Ellbogen reichten, und eine rote Weste. Er hatte einen etwas nach vorn geneigten Gang, und seinen Mund umspielte stets ein verklärtes Lächeln. Dazu war der Arme stets hungrig, und diese Eigenschaft war es, die unsere Bekanntschaft vermittelte.

Wenn ich an schulfreien Nachmittagen auf den Anger hinausging, um mit meinen Altersgenossen Ball zu schlagen oder Drachen steigen zu lassen, pflegte mir Frau Eberlein einige Lebensmittel in die Tasche zu stecken. Das hatte der Lipp bald ausgekundschaftet, und er verstand es, einen Teil meines Vesperbrotes oder auch das ganze an sich zu bringen. Er nahm

vom Boden einen Kieselstein, ließ ihn einigemal von einer Hand in die andere wandern, setzte dann beide Fäuste übereinander und sprach:

„Rechte Hand, linke Hand,
Die Katz' hat sich den Schwanz verbrannt.
Wo soll's sein,
Oben oder unten?"

Sagte ich dann „oben", so war der Stein gewiß unten und umgekehrt. Lipp aber nahm mir lächelnd meine Äpfel ab und verschlang sie heißhungrig.

Warum ich mir das gefallen ließ? Erstens war mir der Lipp an Jahren und Kräften überlegen, zweitens aber war er der Sohn einer sehr gewichtigen Persönlichkeit. Sein Vater war nämlich nichts Geringeres als Theaterportier, ein stattlicher Mann mit rötlich schimmernder Nase und einem pechschwarzen Bart, der ihm bis auf den Magen herabreichte. Der kluge Leser weiß nun auch, wie der junge Lipp zu einem hellblauen Rock und einer roten Weste kam.

Mein neuer Freund war von Kindesbeinen an auf der Bühne tätig gewesen. Bei Volksszenen spielte er Gassenbuben, in Zauberpossen Ungeheuer. Auch verstand er sich auf Donner und Blitz, kündigte durch Peitschenknallen und täuschend nachgeahmtes Rossegewieher die Ankunft des Postwagens an, entzündete den Mond im „Freischütz" und ließ mittels eines Kessels und einer Feuerzange die Geisterstunde erdröhnen. Als ich dem Lipp mein Herz erschloß und ihm mitteilte, daß ich willens sei, zur Bühne zu gehen, reichte er mir gerührt seine breite Rechte und sagte: „Ich auch." Hierauf schwuren wir uns ewige Freund-

schaft, und Lipp versprach, er wolle mir baldigst Gelegenheit verschaffen, meine dramatische Befähigung zu erproben. Von Stund an änderte er auch sein Verhalten gegen mich. Bisher hatte er mich ein wenig von oben herunter behandelt, jetzt aber befliß er sich eines kollegialen Benehmens. Auch das Hasardspiel um mein Vesperbrot hatte ein Ende, denn ich teilte letzteres fortan brüderlich mit ihm.

Sein Versprechen, mir den Weg zur Bühne zu ebnen, hielt der Brave. An einem der nächsten Abende (man gab den „Freischütz") stand ich mit klopfendem Herzen hinter den Kulissen und neben mir stand Freund Lipp. Ich hielt in der Hand eine Schnur, mit welcher ich die Flügel der Wolfschluchteule in rhythmische Schwingungen versetzte. Mein Kollege aber war das wütende Heer. Abwechselnd pfiff er auf den Fingern, knallte mit einer Schlittenpeitsche und ahmte Hundegekläff nach. Es war schauerlich schön.

„Du hast deine Sache brav gemacht," sagte Lipp am Schluß der Szene zu mir, „das nächste Mal mußt du auf die Bühne hinaus." — Ich schwamm in einem Meer von Wonne.

Kurze Zeit darauf gab man „Preziosa", und Lipp kündigte mir an, daß ich als Zigeunerknabe mitspielen könne. Man zog mir einen weißen Kittel an und umwickelte meine Beine kreuzweis mit roten Bändern. Dann packte mich ein Choriſt beim Handgelenk und führte mich im Hintergrund der Bühne ein paarmal auf und ab. Das war mein erstes Debüt.

Es war auch mein letztes. Die Sache ward ruchbar. Ich bekam in der Schule einen derben Verweis

und nachträglich infolge der luftigen Zigeunertracht einen mit Schnupfen gepaarten Husten, der mich ein paar Tage ans Bett fesselte.

„Recht geschieht dir's," sagte Frau Eberlein. „Wer nicht hören will, muß fühlen. Das kommt von dem Theaterspielen. Wenn deine selige Großmutter wüßte, daß du unter das Komödiantenvolk gegangen bist, sie tät' sich im Grab umdrehen."

Zerknirscht und gedemütigt ließ ich mir die verschiedenen Teesorten einflößen, die meine Pflegerin nacheinander für mich kochte. Bei jeder Schale aber bekam ich eine lehrreiche Geschichte von der Verworfenheit der Komödianten zu hören. Um mich von der Bahn des Lasters auf den Tugendpfad zurückzuführen, malte Frau Eberlein mit grellen Farben, namentlich machte eine Geschichte, in welcher drei unbezahlte Flaschen Punschessenz vorkamen, tiefen Eindruck auf mich. Aber in meinem Entschluß vermochten mich die Erzählungen der Frau Eberlein nicht wankend zu machen.

Bald darauf ereignete sich etwas sehr Ernsthaftes. Lipps Vater, der Theaterportier, sank eines Abends nach einem scharfen Trunk an seinem Stammtisch im Weißen Roß leblos zusammen, und mein Freund geriet infolge dieses Unglücksfalles unter die Vormäßigkeit eines kühlen Vormundes, der für dramatische Kunst ebensowenig Verständnis hatte als Frau Eberlein. Lipp ward einem Zimmermaler überantwortet, der, mit ausgedehnter Vollmacht versehen, den Unglücklichen in die Lehre nahm.

Lipp war über die Wendung seines Schicksals trostlos. Das Lächeln schwand aus seinem Antlitz, und

auch mir ward trüb zu Mute, wenn ich ihn in seinem farbenbeklecksten Anzug, ein Bild des Jammers, über die Straße wandeln sah.

Eines Tages traf ich den Armen draußen vor dem Tore, wo die letzten Häuser stehen, wie er einen Gartenzaun mit giftgrüner Farbe anstrich. „Mein guter Kamerad," sprach er, trübselig lächelnd, „kann dir die Hand nicht geben, denn es ist Firnis daran, aber wir bleiben die alten." Dann sprach er von seinen vereitelten Hoffnungen. „Aber," fuhr er fort, „aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und auch diese Wolke (damit meinte er seine dermalige Leidenszeit als Anstreicher) wird vorüberziehen. Es wird eine Zeit kommen — ich sage weiter nichts — aber es wird eine Zeit kommen." — Hier verstummte Lipp und tauchte den Pinsel in den Farbentopf, denn um die Ecke des Hauses bog sein Lehrherr.

Eines Tages war Lipp verschwunden. Die Behörde gab sich zwar alle Mühe, seiner wieder habhaft zu werden, aber vergebens, und da eben damals der Fluß, an welchem die Hauptstadt liegt, ausgetreten war, so nahm man an, Lipp sei verunglückt. Der einzige, der diese Vermutung nicht teilte, war ich. Ich hatte die feste Zuversicht, daß er in die weite Welt gegangen sei, um sein Glück zu suchen, und daß er eines Tages wieder auftauchen werde, und zwar als gefeierter Künstler und gemachter Mann. Aber es verstrich ein Jahr ums andere und Lipp blieb verschollen.

Ich war in mein fünfzehntes Jahr eingetreten, las Vergil und Xenophon und konnte die Ursachen, welche das römische Weltreich zu Fall gebracht hatten, an den

Fingern herzählen. Doch verlor ich über den klassischen Studien mein eigentliches Lebensziel, die dramatische Kunst, nicht aus dem Auge, und da mir seit jenem Debüt die Bühne verschlossen war, so studierte ich in meinem Zimmer die Rollen ein, in denen ich später zu glänzen hoffte. Auch hatte ich mich bereits als dramatischer Schriftsteller versucht, und in meinem Schreibpult verborgen lag eine vollendete Tragödie. Sie war betitelt „Pharao". In derselben kamen die sieben ägyptischen Plagen und die Wunder Mosis vor, den Schluß aber, von dem ich mir den glänzendsten Erfolg versprach, bildete Pharaos Untergang im Roten Meer.

Dazu ging ich einher, gekleidet wie ein zünftiger Künstler. Meine Schulkameraden ahmten die Universitätsstudenten nach, trugen bunte Mützen, schwarzrotgoldene Bänder und quastengeschmückte Ziegenhainer; ich aber trug auf meinem verwilderten Haar einen spitzen Kalabreserhut, um den Hals ein flatterndes Seidentuch, welches durch einen künstlich geschlungenen Knoten zusammengehalten wurde, und bei schlechtem Wetter einen Radmantel, dessen rotgefütterten Zipfel ich malerisch über die linke Schulter warf.

In diesem Anzug trat ich auch in meiner Vaterstadt auf, wo ich die Sommerferien zuzubringen pflegte. Die Gassenjugend verhöhnte mich zwar durch Tat und Wort, aber ich dachte: „Was kümmert es den Mond, wenn ihn der Hund anbellt," und schritt mit hochgehobenem Haupt an den Spöttern vorüber.

In dem Städtchen wurde alljährlich im Monat August ein Schützenfest abgehalten. Auf einem Rasen-

platz waren Zelte und Laubhütten aufgeschlagen, in welchen Bier und Bratwürste verabreicht wurden. Für weitere Unterhaltung aber war gesorgt durch Seiltänzer, Taschenspieler, Kasperltheater, Glückshafen, fremde Tiere, Wachsfiguren und Mordgeschichten.

Als verwöhnter Großstädter hielt ich es eigentlich unter meiner Würde, an der Volksbelustigung teilzunehmen, aber ich konnte mich nicht ausschließen, und so zog ich denn mit Eltern und Geschwistern zur Eröffnungsfeier auf die Vogelwiese hinaus und schritt unter meinem Kalabreser stolzer denn je einher. Die Sehenswürdigkeiten wurden der Reihe nach in Augenschein genommen, und am Abend saßen wir allesamt auf dem ersten Platz in einer Schaubude, deren Besitzer noch nie Dagewesenes zu zeigen verheißen hatte.

Die Vorstellung zerfiel in drei Abteilungen. In der ersten wurde ein kleines, dickköpfiges Pferd vorgeführt, welches durch Nicken, Schütteln und Hufscharren alle ihm vorgelegten Fragen beantwortete. In der zweiten Abteilung zeigten zwei abgerichtete Hasen ihre Künste. Sie schlugen mit den Vorderläufen die Trommel, feuerten Pistolen ab, und in dem „Kampf mit dem Hunde" schlugen sie einen winselnden Affenpinscher in die Flucht. Für die dritte Abteilung hatte der Direktor das Beste aufgespart, nämlich den ägyptischen Feuerfresser, genannt „Phosphorus". Der Vorhang rollte zum dritten Male in die Höhe, und auf der Bühne stand in phantastischem Scharlachkleid, eine brennende Pechfackel in der Linken, eine lange — ach, mir nur allzu wohlbekannte Gestalt. Es war Lipp, der Verschollene.

Ich sah noch, wie der Unglückselige lächelnd einen Klumpen brennendes Pech in den Mund schob, dann aber begann alles sich um mich zu drehen, ich drückte meinen Kalabreser in die Augen, bahnte mir einen Weg durch die beifalljohlende Menge und wankte gebrochen nach Hause.

Für die Dauer des Schützenfestes verhängte ich über mich strenge Klausur. Ich sei unwohl, gab ich vor, und dies war eigentlich keine Unwahrheit, denn es war mir wirklich jämmerlich zu Mute. „Das kommt vom Wachsen," meinte die sorgende Mutter, und ich nickte und schluckte fügsam die Hausmittel, die sie mir reichte.

Endlich war das Fest vorüber, und der ägyptische Feuerfresser hatte die Stadt verlassen. Aber der Arme kam nicht weit. In der Hauptstadt, wo er seine Künste sehen ließ, wurde er erkannt und verhaftet, weil er sich dem Kriegsdienst entzogen hatte. Man ließ ihn zwar nach einigen Wochen als untauglich wieder laufen, aber mittlerweile war sein Herr mit den Trommelhasen Gott weiß wohin gewandert, und Lipp stand verlassen da, einzig auf seine Kunst angewiesen, die er auch noch eine Zeitlang in den benachbarten Städten und Dörfern ausübte.

Der Schluß seiner Künstlerlaufbahn ist trüb und traurig. Er fiel, ein Opfer seines Berufs. Als strebsamer Mann hatte er sein Kunstgebiet erweitert; er speiste nicht mehr Pech allein, sondern auch Glasscherben und ist an einem unverdaulichen Lampenzylinder elend zu Grunde gegangen.

Als ich in die Hauptstadt zurückgekehrt war, ver-

brannte ich meine Tragödie „Pharao" und verkaufte Radmantel und Kalabreserhut einem Trödler. Die Künstlerlaufbahn war mir gründlich verleidet, und wenn ich später hin und wieder rückfällig wurde, rief mir Frau Eberlein warnend zu: „Willst du etwa auch an einem Glaszylinder sterben?" Dann duckte ich mich und steckte meine Nase in die griechische Grammatik.

Einbein

Über baumartiges, mit tausend und abertausend weißen Blütenglöckchen bedecktes Heidekraut erheben sich die uralten, riesigen Stämme, und ihre dunklen Schirme schwanken leise im Wind, der kühlend und labend von der nahen See herüberstreicht. Die Pinien von San Rosore rauschen dasselbe Lied wie die Edeltannen des Thüringerwaldes, — das hohe Lied von der Waldeinsamkeit.

Waldeinsamkeit! Keine Sprache besitzt ein Wort, welches alle Wonne des Waldes in vier Silben einschließt.

Waldeinsamkeit — das klingt wie Vogelgesang und Quellenrauschen.

Sei mir gegrüßt, Waldeinsamkeit, und laß mich träumen in deinem Reich, träumen von meiner tannenumrauschten Heimat im Norden!

Sieh da, Rotkehlchen, du Liebling der Thüringer Kinder, bist du gekommen, meinen schweifenden Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben? Willst du mich erinnern an längst Vergangenes, halb Vergessenes? Schau mich nicht so ängstlich an mit deinen großen Augen, hier läufst du nicht Gefahr erdrosselt, gebraten

und zur Polenta verzehrt zu werden; der sonnverbrannte Vagabund, der da im Moos liegt, ist unter Leuten aufgewachsen, welche die Tötung eines Singvogels zu den Verbrechen zählen — und nun gar eines Rotbrüstchens!

Das Rotkehlchen ist ein heiliger Vogel wie die Schwalbe. Wenn es einen Erschlagenen im Wald findet, so trägt es ihm Blumen auf das Angesicht, bis es ganz verdeckt ist, und wer ein Rotkehlchen umbringt, der hat kein Glück in der Welt.

So erzählte mir die arme Marie, die Tochter des alten Klaus, und die wußte es, denn sie war im Wald aufgewachsen, und der Vater betrieb neben allerlei Künsten auch die eines Vogelstellers.

Der alte Klaus wohnte in einem kleinen Häuschen vor dem Dorfe, in welchem ich meine sonnige Kindheit verlebte, und wir waren gute Freunde, trotzdem daß er ein „verschrieener" Mann war, dem die Leute gern aus dem Weg gingen.

Auch ich hatte immer eine gewisse Scheu vor dem alten Wilderer gehabt, denn ein solcher war er ehemals gewesen, und überdies ging im Dorf die Rede, er könne mehr als Brot essen. Aber von der Zeit an, da ihn mein Vater, der Landarzt war, an einem Beinbruch behandelte, bei welcher Gelegenheit ich zum ersten Male zu ihm ins Haus kam, war er mir zugetan wie ich ihm, und trotz des mütterlichen Verbotes war ich ein fast täglicher Gast in dem Hause des alten Klaus.

Der Magnet, der mich dahin zog, war ein Rotkehlchen, wie es kein zweites unter der Sonne gab.

Abgesehen von seiner Stimme und seiner fast menschlichen Klugheit war es noch dadurch merkwürdig, daß es nur ein Bein besaß; das andere hatte es bei dem räuberischen Überfall einer Katze eingebüßt, aber der geschickte Klaus hatte ihm den Verlust durch einen Federkiel ersetzt, mit dem es herumhumpelte, wie ein alter Invalide mit seinem Stelzfuß.

Als mein Vater an dem Vogelsteller die Kur zu beiderseitiger Zufriedenheit vollendet hatte und letzterer nach seiner Schuldigkeit fragte, sagte mein Vater scherzend: „Gebt mir das Rotkehlchen.“ Aber der alte Klaus erklärte, lieber wolle er sein Haus und alle seine Habseligkeiten hergeben als sein Einbein, und mein Vater mußte mit leerer Hand abziehen. Klaus zeigte sich übrigens für die Behandlung seines Fußes doch erkenntlich, indem er mir, nicht eben zur Freude meiner Mutter, ein Eichhörnchen verehrte — aber alle Eichhörnchen des Thüringerwaldes hätte ich um das einbeinige Rotkehlchen gegeben, und seit jener Zeit zog es mich nach dem Haus des Vogelstellers, wie es ein Gespenst nach dem Ort zieht, wo es bei Lebzeiten einen Schatz vergraben hat.

Beim alten Klaus gab es aber auch noch andere Merkwürdigkeiten als das einbeinige Rotkehlchen. Er war ein Tausendkünstler, er verfertigte alle möglichen Geräte aus Holz, dazu Fleckseife, Klettenwurzel- und Spinnenöl, Kitt, Laxierpillen und Schnupftabak aus Maiglöckchen; der war gut gegen Kopfschmerzen. Wurde dann in der Stadt Jahrmarkt abgehalten, so zog er dahin und bot seinen Kram feil, und seitdem ich ihn einmal bei einem Besuche des Marktes hinter seinem

Tischchen hatte stehen sehen, wie er mit schnarrender Stimme seine Sachen den Bauern anpries, war mein Respekt vor dem alten Klaus ein ganz gewaltiger geworden.

Er war meist einsilbig, wenn ich ihn in seiner Behausung aufsuchte, duldete es aber gern, daß ich ihm bei seiner Beschäftigung zusah, und beantwortete meine kindischen Fragen mit großer Bereitwilligkeit.

Gesprächiger war die Marie, seine Tochter. Sie trug sich halb städtisch, halb ländlich und war fast immer mit Weißnäherei beschäftigt. Als ich die Bekanntschaft ihres Vaters machte, war sie bereits seit einem Jahre aus der Schule, also ungefähr fünfzehn Jahre alt. Ob sie schön war, weiß ich nicht; ich zählte damals erst fünf Jahre. Sie muß es aber wohl gewesen sein, denn sonst wäre es vielleicht anders gekommen, als es kam.

Dieses Mädchen war es, welches mich in die Geheimnisse der Vogelwelt einweihte. Stundenlang saß ich neben ihr auf einem Bänkchen und ließ mir erzählen vom Schwarzspecht, der eigentlich eine verwunschene Frau Gertrud ist, von dem geizigen Bäckerknecht, der am Brot der Armen knauserte und dafür in einen Kuckuck verwandelt wurde, und von den Kreuzschnäbeln, die sich die Schnäbel krumm bogen, als sie die Nägel aus dem Kreuz des Heilands zu ziehen versuchten. Sie lehrte mich auch die Vogelsprache verstehen, und bald hörte ich so gut wie sie und der alte Klaus, was die Vögel sangen.

„Mädel, Mädel, wie blüht's!" rief ganz deutlich der Golmer (Goldammer) im Frühling, und zur Ernte-

zeit zwitscherte er: „Wenn ich ein' Sichel hätt', Sichel hätt', wollt' ich mit schnied'!" „Bück' den Rück'!" oder „Schmeckt der Weck?" sagte die Wachtel im Kornfeld, und der Edelfink sang: „Fritz, Fritz, Fritz, wir wollen zum Wein gehn!"

Auch schaurige Geheimnisse wurden mir kundgetan. Eines Abends, als ich neben Klaus saß, schrie im Wald der Kauz, und der Vogelsteller sagte zu mir: „Gib acht, in ein paar Tagen stirbt die alte Müllerin, erzähl's aber keiner Menschenseele." Und richtig, wenige Tage später war die alte Müllerin tot. Damals erfuhr ich auch, daß das Rotkehlchen einem, der erschlagen im Walde liegt, das Gesicht mit Blüten zudeckt und daß, wenn der Hausvater stirbt, auch alle Stubenvögel verenden, so man es unterläßt, ihnen den Tod des Hausherrn anzusagen.

Gruselig war solches anzuhören, aber wunderschön.

Ich hatte den alten Mann ordentlich ins Herz geschlossen, und was die Marie, seine Tochter, betrifft, so will es mich jetzt bedünken, als sei sie meine erste Liebe gewesen.

So verstrichen Sommer, Herbst und Winter. Der Schnee schmolz, die Zugvögel kehrten wieder, das einbeinige Rotkehlchen sang sein Frühlingslied schöner denn je, und ich vergoß in der Dorfschule über den fünf Vokalen a, e, i, o, u manche heiße Träne.

Da kam ein Fremder in das Dorf, und da mein elterliches Haus nächst der Pfarre das wohnlichste war, so mietete er sich in demselben ein, und ich und er wurden gleich am ersten Tag gute Freunde.

Er hieß Vaillant, was die Bauern und auch ich

Feilant aussprachen, und war ein lustiger Herr, den jedermann gut leiden konnte.

Unter seinen Effekten, bei deren Auspacken ich ihm selbstverständlich hilfreich zur Hand ging, war auch ein schwarzer Stock, den man auseinanderziehen konnte, so daß er lang wurde wie eine Bohnenstange. Welchen Zweck er hatte, das zeigte sich schon am nächstfolgenden Tage, wo ich den Herrn Feilant nach dem Ellerbach führen mußte. Dort befestigte Herr Feilant an dem dünnen Ende des Stockes eine Angelschnur, ich mußte unter den Steinen Würmer hervorkratzen und dann wurden Forellen gefischt.

Das war wieder etwas Neues. Die alte Margret, unsere Magd, erhob zwar ihre Warnerstimme und meinte:

„Fischfang und Vogelfang
Ist aller Laster Anfang,"

aber ich schlug die gute Lehre in den Wind und begann nunmehr auch Fischstudien zu treiben. Die Vogelstudien wurden übrigens, obwohl sie der Schulunterricht und das Forellenangeln bedeutend einschränkten, nicht aufgegeben, ja es gelang mir sogar, meinen neuen Freund, Herrn Feilant, für die Vogelwelt zu interessieren.

Ich führte ihn beim alten Klaus ein, und bald hatte dieser alle Hände voll zu tun, für Herrn Feilant Vögel und Käfige zu besorgen. Mir war dies aus zwei Gründen lieb, denn erstens freute ich mich, daß der arme alte Klaus einen guten Verdienst bekam (Herr Feilant zahlte nämlich, ohne zu handeln, jeden Preis) und zweitens hegte ich den Hintergedanken, es

dürfe vielleicht dem Fremden gelingen, den Einbein zu erhandeln, dann wäre der wunderbare Vogel doch wenigstens unter einem Dach mit mir gewesen.

So verstrich der Frühling und ein Teil des Sommers. Die Dorfschule wurde geschlossen und ich faßte den löblichen Entschluß, das verhaßte Abece so schnell als möglich zu vergessen, um bei Klaus und seiner Marie meine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. So rannte ich denn gleich am ersten Tag der Vakanz nach dem Haus des Vogelstellers und stürzte mit Jubel zur Tür hinein.

Marie war allein in der Stube, sie saß wie gewöhnlich am Fenster und nähte. Freundlich hieß sie mich willkommen, aber zum Erzählen schien sie keine Lust zu haben; sie stand auch bald auf und begab sich in die Küche. So unterhielt ich mich denn auf eigene Faust, besichtigte die Schnitzereien des alten Klaus, die Vögel in den Käfigen und neckte den Einbein mit einem Mehlwurm, bis ich, des Spiels überdrüssig, mich nach einer anderen Beschäftigung umsah. Im Nähkörbchen der Marie gab es zuweilen bunte Läppchen, die ich meiner kleinen Schwester mitzubringen pflegte; ich machte mich also über den Korb her und wühlte ihn um.

Auf einmal kam mir eine glänzende Kette unter die Finger. Ich zog sie hervor und betrachtete sie neugierig. Meine Mutter hatte eine ähnliche, und wenn man an dem runden Ding, welches daran hing, drückte, ging es auf wie eine Uhr, und inwendig war eine Haarlocke meines verstorbenen Bruders. Ähnliches war vielleicht auch hier der Fall. Ich drückte

auf die Feder des Medaillons und es ging auf. Aber es lag keine Haarlocke darin, sondern das wohlgetroffene Bild des Herrn Feilant sah mir entgegen.

In diesem Augenblick trat Marie in die Stube.

„Unnützer Junge!“ rief sie zornig, riß mir die Kette aus der Hand und schlug mich derb auf die Finger.

So etwas war mir in diesem Haus noch nicht widerfahren.

„Wart, Marie, das sag' ich meinem Vater!“ rief ich heulend und lief nach der Tür.

Aber das Mädchen hielt mich zurück und suchte mich zu beschwichtigen.

„Es war nicht bös gemeint — geh, laß das Weinen — komm, ich erzähl' dir was, ich erzähl' dir von der Schlangenkönigin mit dem goldnen Krönle.“ —

Aber ich wollte nichts hören. „Du hast mich geschlagen, das lasse ich mir nicht antun, das sag' ich meinem Vater.“

„Sei still,“ mahnte Marie, „sei still um Gottes willen — ich schenk' dir, was du willst, wenn du nichts verrätst.“

Ich trocknete meine Tränen.

„Schenkst du mir den Einbein?“ fragte ich.

„Was, den Einbein? Nun ja, in Gottes Namen. Aber du darfst keinem Menschen verraten, was geschehen ist.“

Um den Preis des Rotkehlchens mit dem Stelzfuß wäre mir meiner Seele Seligkeit feil gewesen; ich versprach mit dem landesüblichen Schwur „wahrlich, wahrhaftig“ das tiefste Stillschweigen. Dann ward

der Einbein gefangen und wenige Minuten später trug ich ihn, zitternd vor Freude und Angst, im Schnupftuch davon.

Glücklich gelangte ich mit meiner Beute nach Hause, und da ich mich nicht getraute, das Rotkehlchen meinen Eltern zu zeigen, so verbarg ich es in dem hintersten Winkel einer Bodenkammer, welche nur selten betreten wurde.

Mehrmals des Tages, wenn ich mich unbelauscht glaubte, schlich ich zu meinem Vogel wie ein Geizhals zu seinem Geldkasten, aber ich wurde meines Besitzes nicht froh; der Vorwurf, den armen, alten Klaus seines Lieblings beraubt zu haben, lastete schwer auf meinem Gewissen.

Am Abend desselben Tages, da ich den Einbein entführt hatte, gab es im Dorf ein Laufen und Rennen, als ob Feuer ausgebrochen sei. Natürlich blieb ich nicht daheim, sondern schloß mich den übrigen an. Vor dem Haus des Vogelstellers, wohin die Leute strömten, stand ein Trupp Weiber schreiend und wehklagend.

„Er bringt sie um, er schlägt sie tot," schrieen sie durcheinander.

Drinnen hörte man den alten Klaus toben und dazwischen die arme Marie wimmern und um Hilfe rufen.

Ein paar Männer faßten sich endlich ein Herz und drangen in das Haus. Gleich darauf kam Marie herausgestürzt; ihr Haar war zerrauft und ihr Gesicht mit Blut bedeckt. Die Frauen umringten sie und führten sie weg. Klaus aber schrie und raste noch

fort, bis der Herr Pfarrer kam und ins Haus ging, dann wurde es ruhig.

Ich sah und hörte das alles mit an mehr tot als lebendig. „Daran bin ich schuld," dachte ich, „weil ich den Einbein genommen habe," und zitternd eilte ich nach Hause mit dem festen Vorsatz, den Unglücksvogel morgen zurückzubringen.

Zu Hause traf ich die Eltern in großer Verstimmung. Sie sprachen leise miteinander und Gegenstand des Gespräches schien Herr Feilant, unser Mietsmann, zu sein. Von meinem Gewissen gedrückt, wagte ich endlich die schüchterne Frage: „Warum hat denn wohl der Klaus seine Marie blutig geschlagen?" erhielt aber den Bescheid: „Kinder brauchen nicht alles zu wissen."

Am folgenden Morgen trat ich, den Vogel im Tuch, den schweren Gang zum Haus des Vogelstellers an. Mit Herzklopfen klinkte ich die Tür auf und blickte in die Stube.

Klaus war allein darin, er saß auf der Ofenbank und hielt die Hände vors Gesicht.

„Klaus," sagte ich, „hier bringe ich den Einbein wieder, aber nun sei nicht mehr auf die arme Marie bös."

Der Alte sah mich an, nickte und schwieg.

„Hier ist der Einbein," fuhr ich fort, löste die Zipfel des Tuches und ließ das Rotkehlchen auf den Boden hüpfen. „Bist du noch immer bös, Klaus?" fragte ich und die Tränen traten mir in die Augen.

Klaus schüttelte schweigend den Kopf.

Es wurde mir unheimlich zu Mute und ich ging meiner Wege, froh, des Vogels ledig zu sein.

Als ich heimkam, standen gepackte Koffer in der Hausflur, und man sagte mir, Herr Feilant werde morgen früh abreisen.

Aber er reiste nicht ab.

Abends, als wir beim Nachtmahl saßen, kam der Flurschütz zu meinem Vater und sagte ihm etwas ins Ohr. Er stand rasch auf und ging mit dem Boten davon, ich natürlich hinterdrein. Wieder wie am gestrigen Abend war das ganze Dorf auf den Beinen, diesmal aber ging es nicht nach dem Haus des alten Klaus, sondern nach dem Brand, das war eine Lichtung im Gemeindewald.

Dort auf dem Moos lang ausgestreckt lag der leblose Körper des Herrn Feilant. Er hatte den Mund offen und seine starren Augen glänzten schauerlich im Licht der Laternen.

Die Rotkehlchen hatten ihm keine Blumen aufs Antlitz gestreut.

Mein Vater kniete an der Leiche nieder und begann seine Untersuchung; nach einer Weile sagte er: „Er ist durchs Herz geschossen."

Darauf setzte sich die Menge wie auf Kommando wieder in Bewegung, nur ein paar Männer blieben bei dem Toten zurück. Diesmal ging es nach dem Hause des Vogelstellers.

Vor der Tür angekommen, zog der Flurschütz seinen rostigen Säbel, dann traten er, der Schultheiß, mein Vater und noch ein paar Männer in das Haus hinein. Die übrigen mußten zurückbleiben, ich aber schlüpfte durch das Gedränge und betrat hinter meinem Vater die Stube.

Der alte Klaus saß am Tisch, auf welchem etwas mit Kreide geschrieben stand; sein Haupt war nach vorn gesunken, und auf dem Boden war eine große Blutlache.

Mein Vater hob ihm den Kopf empor und sagte „tot". Dann las er die Worte, die auf den Tisch geschrieben waren; sie lauteten: „Ich habe ihn erschossen. Gott sei meiner armen Seele gnädig."

Die Männer redeten mancherlei, was ich nicht verstand. Überhaupt begriff ich das wenigste von dem, was ich gesehen. Der Anblick der beiden Leichen, der die Männer erbleichen machte, hatte nicht erschreckend, sondern betäubend auf mich gewirkt. Es war mir zu Mute, als ob ich einen Traum träume, einen grausig schönen Traum. Aber mitten aus meiner Betäubung heraus gedachte ich des Rotkehlchens. Richtig, dort hockte es in der Fensterecke, wo es Abends gewöhnlich saß, und machte große Augen.

„Jetzt darfst du es nehmen," sagte ich mir; „der alte Klaus ist ja tot und Marie hat es mir ohnedies schon einmal geschenkt." Es ließ sich ruhig aufnehmen, und ich hatte es bereits in mein Tuch praktiziert, als mein Vater, der bisher bei der Leiche beschäftigt gewesen, meiner ansichtig wurde.

Er fuhr mich hart an und hieß mich nach Hause gehen. Gerne befolgte ich sein Gebot, denn ich hatte ja meinen Einbein wieder und jetzt durfte ich ihn mit gutem Gewissen behalten.

Ich schlief nach den schrecklichen Ereignissen einen tiefen, gesunden Schlaf, und als ich am andern Morgen erwachte, war es mir, als ob das blutige

Schauerstück von gestern sich schon vor langen Jahren abgespielt habe.

An meinem Einbein aber erlebte ich wenig Freude; er starb trotz des ausgesuchten Futters, das ich ihm bot, schon nach drei Tagen. Ich hatte vergessen, ihm den Tod seines Herrn anzusagen.

Marie, die Tochter des alten Klaus, sah ich zwei Jahre später wieder, als mich meine Mutter in die Stadt auf eine Schule brachte. Sie trug ein blauseidenes Kleid und einen Hut mit einer langen weißen Feder.

Ich rief sie bei Namen, und sie drehte sich auch nach mir um; aber als sie mich und meine Mutter sah, wandte sie den Kopf und ging schnell weiter.

Das ist die Geschichte von dem alten Klaus, seiner Tochter Marie und dem Rotkehlchen Einbein, die sich vor mehr als einem Vierteljahrhundert in einem thüringischen Dorf zugetragen hat, so wie ich sie erzählte.

Wie die Begebenheit vergessen ist von den Bewohnern des Dorfes, so war sie vergessen von mir. Aber wenn man im Wald liegt und zu den flüsternden Baumwipfeln emporschaut, dann entrollen sich dem träumenden Auge alte Bilder aus den Kinderjahren, und die Weisen, die man uns an der Wiege sang, klingen leise durch unser Gemüt.

Die Teufel auf der Himmelswiese

Bekanntlich kommen gute Kinder, wenn sie sterben, in den Himmel und werden Engel. Wenn ihr aber etwa glaubt, daß sie dort den lieben, langen Tag nichts tun als herumfliegen und hinter den Wolken Verstecken spielen, so irrt ihr euch.

Die Engelkinder sind schulpflichtig wie die Buben und Mädchen auf der Erde und müssen an den Wochentagen Vormittags drei und Nachmittags zwei Stunden in der Engelschule sitzen. Da schreiben sie mit goldenen Griffeln auf silberne Tafeln, und statt der Abecebücher haben sie Märchenbücher mit bunten Bildern. Geographie lernen sie nicht, denn wozu braucht man im Himmel Erdkunde, und das Einmaleins kennt man in der Ewigkeit gar nicht. Engelschullehrer ist der Doktor Faust. Der war auf Erden Magister, und wegen einer gewissen Geschichte, die nicht hierher gehört, muß er noch dreitausend Jahre im Himmel Schule halten, ehe die großen Ferien für ihn beginnen. Mittwoch und Samstag nachmittag haben die kleinen Engel frei; dann werden sie vom Doktor Faust auf der Milchstraße spazieren geführt. Sonntags aber dürfen sie vor dem Himmelstor auf

der großen Wiese spielen, und darauf freuen sie sich schon die ganze Woche. Die Wiese ist nicht grün, sondern blau, und tausend und abertausend silberne und goldene Blumen wachsen darauf. Die leuchten in der Nacht, und wir Menschen nennen sie Sterne.

Wenn sich die Engel vor dem Himmelstor herumtummeln, ist der Doktor Faust nicht zugegen, denn der muß sich am Sonntag von der Mühsal der vergangenen Woche erholen. Die Aufsicht führt dann der heilige Petrus, der am Himmelstor Wache hält. Er paßt auf, daß es beim Spiel hübsch ordentlich zugeht und daß sich keiner verläuft oder verfliegt; wenn sich aber einmal einer zu weit vom Tor entfernt, so pfeift er auf seinem goldenen Schlüssel, das heißt „Zurück!"

Einmal, es war gerade sehr heiß im Himmel, ist der heilige Petrus eingeschlafen. Wie das die Engel gemerkt haben, sind sie ausgeschwärmt dahin und dorthin und haben sich über die ganze Wiese zerstreut. Die Unternehmendsten von ihnen aber sind auf Entdeckungen ausgegangen und sind am End' an die Stelle gekommen, wo die Welt mit Brettern zugeschlagen ist. Erst haben sie gesucht, ob nicht irgendwo eine Ritze wäre, durch welche man blinzeln könne, dann aber, wie sie keine Lücke gefunden, sind sie die Bretterwand hinaufgeklettert und -geflattert und haben hinübergeschaut.

Drüben auf der anderen Seite war die Hölle, und vor dem Höllentor hat sich just eine Menge kleiner Teufel herumgetrieben. Die waren kohlschwarz und hatten Hörner am Kopf und hinten lange Schwänze. Zufälligerweise sah einer von ihnen in die Höhe und nahm die Engel wahr, und alsbald baten sie flehent-

lich, die Engel möchten sie auf kurze Frist in den Himmel lassen, sie wollten sich ganz fein und manierlich aufführen.

Das hat die Engel erbarmt, und weil ihnen die kleinen, schwarzen Kerle gefielen, so haben sie gemeint, man könne den armen Teufeln das unschuldige Vergnügen wohl gönnen. Einer von ihnen hat gewußt, wo die Jakobsleiter steht. Die haben sie aus der Rumpelkammer herbeigeschleppt (Sankt Peter war zum Glück noch nicht aufgewacht), haben sie über die Bretterverzäunung gehoben und hinab in die Hölle gelassen. Sogleich sind die geschwänzten Burschе die Sprossen heraufgeklettert wie die Affen, die Engel haben ihnen die Hände gereicht, und so sind die Teufel auf die Himmelswiese gekommen.

Anfangs betrugen sie sich ganz ordentlich. Sittsam schritten sie einher und trugen ihre Schwänze als Schleppen im Arm, wie ihnen das des Teufels Großmutter, die viel auf Anstand hält, beigebracht hatte. Es dauerte aber nicht lange, so wurden sie ausgelassen, schlugen Räder und Purzelbäume und gröhlten dazu wie echte Teufelsrangen. Den braven Mond, der freundlich aus einem Himmelsfenster hervorschaute, spotteten sie aus, wiesen ihm die Zunge und machten ihm lange Nasen, und schließlich fingen sie an, die Blumen, die auf der Wiese standen, auszuraufen und auf die Erde hinunterzuwerfen.

Jetzt wurde es den Engeln bang, und sie bereuten es bitter, daß sie die unsauberen Gäste in den Himmel gelassen hatten. Sie baten und drohten, aber die Teufel kehrten sich an nichts und trieben es immer toller.

Da weckten die Engel in ihrer Angst den heiligen Petrus und gestanden ihm reumütig, was sie getan hatten. Der schlug die Hände über den Kopf zusammen, als er des Unfugs, den die Teufel trieben, gewahr wurde. „Marsch hinein!" donnerte er, und die Kleinen schlichen mit hängenden Flügeln durch das Tor in den Himmel. Dann rief Sankt Peter ein paar handfeste Engel herbei. Die fingen die Teufelsbraten zusammen und brachten sie dahin, wohin sie gehörten.

Die Strafe blieb nicht aus. Drei Sonntage hintereinander durften die kleinen Engel nicht vor das Himmelstor, und wenn sie spazierengeführt wurden, mußten sie zuvor ihre Flügel losschnallen und den Heiligenschein ablegen, und für einen Engel ist es eine große Schande, wenn er ohne Flügel und Heiligenschein herumlaufen muß.

Etwas Gutes hatte die Sache aber doch. Die Blumen, welche die Teufel ausgerissen und auf die Erde geworfen hatten, schlugen Wurzel und mehrten sich von Jahr zu Jahr. Freilich verlor die Sternblume viel von ihrer himmlischen Schöne, aber lieblich anzusehen ist sie immer noch mit ihrer goldgelben Scheibe und dem silberweißen Strahlenkranz. Und weil sie himmlischen Ursprungs ist, so wohnt ihr eine ganz besondere Kraft inne. Wenn eine Dirne mit Zweifel im Gemüt die weißen Blätter des Blütensterns einzeln abzupft und dazu einen gewissen Spruch raunt, so weiß sie beim letzten Blättlein ganz sicher, was sie zu wissen begehrt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Rudolf Baumbach:

Von der Landstraße. Lieder	21. Tausend	M. 3.—
Zlatorog. Eine Alpensage	93.—95. Tausend	M. 3.—
Der Pate des Todes. Dichtung	19. Tausend	M. 3.—
Sommermärchen	40. u. 41. Tausend	M. 4.20
Lieder eines fahrenden Gesellen	52. u. 53. Tausd.	M. 4.20
Abenteuer und Schwänke	23. u. 24. Tausend	M. 4.—
Mein Frühjahr. Gedichte	19. u. 20. Tausend	M. 3.80
Frau Holde. Gedicht	48. u. 49. Tausend	M. 3.—
Krug und Tintenfaß. Gedichte	19. u. 20. Tausend	M. 3.—
Erzählungen und Märchen	17. Tausend	M. 3.—
Spielmannslieder	29. u. 30. Tausend	M. 3.—
Thüringer Lieder	11. u. 12. Tausend	M. 3.50
Neue Märchen	9. Tausend	M. 4.—
Horand und Hilde. Gedicht	15. Tausend	M. 3.50
Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung	16. Tausend	M. 3.50
Es war einmal. Märchen	15. u. 16. Tausend	M. 3.80
Aus der Jugendzeit	10. Tausend	M. 6.20
Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte	5. Tausend	M. 3.—
Reise- und Wanderlieder	4.—8. Tausend	M. 1.—

Illustrierte Ausgabe mit großer Schrift:

Sommermärchen	Gebunden	M. 3.—
Abenteuer und Schwänke	Gebunden	M. 2.80

Das Wasser des Vergessens und andere Erzählungen.
Geheftet 50 Pfennig

Auf die vorgenannten Preise berechnet das Sortiment bis auf weiteres einen Teuerungszuschlag von 10 Prozent

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Johannes Trojan:

Gedichte

Dritte Auflage

Geheftet M. 2.50. Gebunden M. 3.50

Scherzgedichte

Sechste Auflage

Geheftet M. 3.— Gebunden M. 4.—

Neue Scherzgedichte

Dritte Auflage

Geheftet M. 2.50. Gebunden M. 3.50

Das Wustrower Königsschießen
und andere Humoresken

4. und 5. Auflage

Geheftet M. 2.— Gebunden M. 4.—

Auf die vorgenannten Preise berechnet das Sortiment bis auf weiteres einen Teuerungszuschlag von 10 Prozent

Cotta'sche Handbibliothek

Jede Nummer ist einzeln käuflich

Die eingeklammerten Zahlen geben die Nummern der Handbibliothek an

Die mit * bezeichneten Nummern sind auch leicht gebunden zu haben

Preis für den Einband 40 Pf.

Bisher erschienen:

	Preis geheftet M	₰
Anzengruber, Die Heimkehr und andere Geschichten [98]	—	60
—„— Der ledige Hof. Schauspiel [66]	—	30
***Auerbach**, Deutsche illustrierte Volksbücher. Mit über 400 Bildern nach Originalzeichn. von M. Artaria, K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. a.		
10 Bände geheftet zu je 40 Pf.	4	—
3 Bände gebunden zu je M. 2.—	6	—
1. Band: Gellerts letzte Weihnachten — Die Gesellschafterin, wie sie sein soll — Der erste Ehestreit — Adam und Eva auf dem landwirtschaftlichen Fest — Gleiche Wärme für alle — Verrechnet — Böse Saatfrucht — Huzel und Pochel — Vormundschaftlicher Rat — Der Straßen-Mathes — Der Erfolg entscheidet — Was ist Humanität? — Mit 37 Bildern [144] . .	—	40
2. Band: Die Frau des Geschworenen — Der erste Schulgang — Die Friedenseiche — Der englische Angler — Der Steinklopfer — Nur eins — Der Blitzschlosser von Wittenberg — Das Landhaus an der Bahn — Mit 43 Bildern [145]	—	40
3. Band: Die Stiefmutter — Ein Friedenssoldat — Eine Meßpredigt zur Leipziger Messe — Die Albums der Albernheit — Besinn dich! — Mit 34 Bildern [146]	—	40
4. Band: Joseph und Benjamin — Neue Stücklein vom Gevattersmann — Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann — Friedrich der Große von Schwaben [Zu Schillers hundertstem Geburtstag] — Hartes Brot — Lederherz — Der Genesende — Der Baum vor meinem Fenster — Nur eine kleine Geschichte — Mit 45 Bildern [147] .	—	40
5. Band: Der Bierbrauer von Kulmbach — Neue Geschichten des Gevattersmanns — Aus dem Gedenkbuch des Pfarrers vom Berge — Im Spielwarenladen — Das erste Mal wirkt's — Mit 29 Bildern [148]	—	40
6. Band: Der gefangene Gevatter — Der Prellschuß — Hechingen und Florenz — Zum Tierschutz — Der Nasenring — Nur immer ordonnanzmäßig — Das Frankfurter Los — Schule und Leben — Neue Stücklein vom alten Gevattersmann — Blicke in Kinderherzen — Das Stein-Duell — Der Notpfennig — Laß die Sonne in deinem Jahre aufgehen! — Mit 50 Bildern [149]	—	40
7. Band: Das Glück auf der Extrafahrt — Brief eines alten Turners aus Süddeutschland — Neue Stücklein vom alten Gevattersmann — Zwei Feuerreiter — Benigna — Hol' über! — Mit 47 Bildern [150]	—	40

	Preis geheftet M	Pf
*Auerbach, Deutsche illustrierte Volksbücher		
8. Band: Chronik eines Finkennestes — Michel Phönix — Zwischen Straßburg und Appenweier — Wie Friedrich Rückert seine Lieder singen hörte — Neue Stücklein vom alten Gevattersmann — Der letzte Hofmops — Drei Rauchergeschichten — Auf Tod und Leben — Ostergedanken — Eine Stunde nach dem Feste — Deutsche Festmahle — Mit 44 Bildern [151]	—	40
9. Band: Der Wettpflüger — Zwei Schützenbriefe — Vom Grüßen — Eine Stiftung in die lebendige Hand — Die Verlobung auf dem Rigi — Mit 32 Bildern [152]	—	40
10. Band: Mumien-Weizen — Wie schreibt man's? — — Neue Stücklein vom alten Gevattersmann — Schmuggel und Ehrenwort — Die gute alte Zeit — Vom Kunstkandwerk — Unter Fichten — Dem freundlichen Leser zum Abschied! — Immerwährender Kalender für Leib und Seele — Mit 46 Bildern [153]	—	40
*—„— Edelweiß. Erzählung [83]	1	—
*—„— Florian und Kreszenz [168]	—	25
—„— Die Frau Professorin [163]	—	40
*—„— Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg [158]	—	75
*—„— Ivo, der Hairle. Erzählung [159]	—	60
—„— Joseph im Schnee [169]	—	40
—„— Die Kriegspfeife [176]	—	40
*—„— Der Lehnhold [167]	—	50
—„— Des Lorles Reinhard [164]	—	50
—„— Das Nest an der Bahn [166]	—	45
*—„— Spinoza. Ein Denkerleben [41]	1	20
*—„— Sträflinge [165]	—	25
*—„— Der Tolpatsch. Der Tolpatsch aus Amerika [170]	—	50
Baumbach, R., Das Wasser des Vergessens [84]	—	50
Birt, Theodor, Schiller der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart [184]	—	60
*Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Ausgewählt und mit einem erläuternden Anhange herausgegeben von Eduard v. d. Hellen [177]	1	70
*Bismarck und Wilhelm I. in ihrem Briefwechsel (siehe Wilhelm I.)		
Bürger, Gedichte. Mit Einleitung von R. M. Werner [67]	—	70
Calderon, Der Richter von Zalamea. Schauspiel. Übersetzt von Adolf Wilbrandt [42]	—	30
*Droste-Hülshoff, A. v., Lyrische Gedichte [37]	—	70
—„— Die Judenbuche [99]	—	20
*Ebner-Eschenbach, Marie v., Ein Spätgeborner [68]	—	40
*Fischer, Max, Heinrich Heine der deutsche Jude [188]	—	60
—„— Heinrich v. Kleist der Dichter des Preußentums [185]	—	60
*Fontane, Theodor, Ausgewählte Balladen [141]	—	60
*—„— Märker. Eine Auswahl biographisch-historischer Darstellungen aus den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" herausgegeben von Hermann Berdrow [183]	1	—
*—„— Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Auswahl, von Herm. Berdrow [121]	1	—
Franzos, Karl Emil, Der alte Damian [100]	—	25
—„— Der Pfarrer von Kirchfeld [181]	—	40
*—„— Die braune Rosa und andere Erzählungen [195]	1	50

	Preis geheftet M	₰
*Freiligrath, Ferdinand, Gedichte [123]	1	—
*—„— Neue Gedichte [124]	1	—
Gobineau, Graf J. A., Das rote Tuch, Novelle. Deutsch von Rudolf Schlöffer [197]	—	40
Göring, H., Lessings Leben [69]	—	60
Goethe, Egmont. Mit Einleitung von Goedeke [23]	—	20
—„— Faust. Mit Einleitung von Goedeke. Erster Teil [125]	—	30
—„— —„— Zweiter Teil [126]	—	30
—„— Götz von Berlichingen. Mit Einleit. v. Goedeke [24]	—	25
—„— Hermann und Dorothea. Mit Einleit. v. Goedeke [22]	—	20
—„— Iphigenie. Mit Einleitung von Goedeke [25]	—	20
*—„— Die Leiden d. j. Werthers. Mit Einl. v. Goedeke [43]	—	25
*—„— Wilhelm Meisters Lehrjahre. 2 Teile Mit Einleitung von Goedeke. Erster Teil [44]	—	60
*—„— —„— Zweiter Teil [45]	—	70
Beide Teile in einen Band gebunden	1	30
—„— Reineke Fuchs. Mit Einleitung von Goedeke [127]	—	30
*—„— Torquato Tasso. Mit Einleitung von Goedeke [46]	—	25
*Goethes Briefe. Ausgewählt und mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard v. d. Hellen. (In 6 Bänden) Band 1 (1764—1779 [26]	—	70
*—„— —„— Band 2 (1780—1788) [47]	—	70
*—„— —„— Band 3 (1788—1797) [70]	—	70
*—„— —„— Band 4 (1797—1806) [101]	—	70
*—„— —„— Band 5 (1807—1818) [155]	—	70
*—„— —„— Band 6 (1819—1832) [186]	—	70
*Goethes Briefe an Frau von Stein nebst dem Tagebuch aus Italien und Briefen der Frau von Stein. Mit Einleitung von K. Heinemann. 4 Bände *Band 1 [102] — 60 Pf. *Band 2 [103] — 60 Pf. *Band 3 [104] — 60 Pf. *Band 4 [105] — 70 Pf.	2	50
*Goethes Briefwechsel mit einem Kinde Mit Herman Grimms Lebensbild „Bettina von Arnim" als Einleitung. 3 Bände Band 1 [132] — 70 Pf. Band 2 [133] — 60 Pf. Band 3 [134] — 50 Pf.	1	80
Die drei Bände in einen Band gebunden	2	40
*Goethe und Werther. Briefe Goethes, herausgegeben von A. Kestner. Mit 2 Bildnissen und 3 Faksimiles. 3. Aufl. [162]	—	80
*Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Herausgeg. von C. A. H. Burkhardt [85]	1	—
*Goethes Mutter. In einer Auswahl aus ihrem Briefwechsel dargestellt von Eduard v. d. Hellen [157]	1	—
Grillparzer, Die Ahnfrau. Mit Nachwort von H. Laube [3]	—	30
—„— Ein Bruderzwist in Habsburg [12]	—	30
—„— Ein treuer Diener seines Herrn Mit Nachwort von Heinrich Laube [6]	—	25
—„— Esther — Hannibal — Psyche [11]	—	20
*—„— Ausgewählte Gedichte [15]	—	60
—„— Die Jüdin von Toledo [13]	—	25
—„— Das Kloster bei Sendomir — Der arme Spielmann. Erzählungen [14]	—	20
—„— König Ottokars Glück und Ende Mit Nachwort von Heinrich Laube [5]	—	30
—„— Libussa [10]	—	25

	Preis geheftet M	₰
Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen Mit Nachwort von Heinrich Laube [7]	—	25
—„— Sappho. Mit Nachwort von Heinrich Laube [4]	—	25
—„— Selbstbiographie [16]	—	40
—„— Der Traum, ein Leben. Mit Nachwort v. H. Laube [8]	—	25
*—„— Das goldene Vlies I. Der Gastfreund — Die Argonauten [1]	—	30
II. Medea. Mit Nachwort von Heinrich Laube [2]	—	25
Beide Bände in einen Band gebunden	—	95
—„— Weh dem, der lügt! Mit Nachwort von H. Laube [9]	—	25
Grillparzers Briefe und Tagebücher. Mit Anmerkungen herausg. von E. Glossy u. A. Sauer. Bd. 1: Briefe [106]	—	60
—„— —„— Band 2: Tagebücher [107]	—	70
***Grün**, Anastasius, Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse. Mit einem Anhang: Briefe von und an Lenau, ausgew. u. erläutert von Johs. Proelß [21]	—	50
***Hartmann**, Moriz, Der Krieg um den Wald [48]	—	50
***Hauff**, Lichtenstein [33]	—	70
*—„— Märchen [49]	—	80
Hausschatz, Humoristischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Ernst Eckstein. 6 Bände		
1. Band: Erzählende Beiträge von Riehl, Lohnfeld, Anzengruber, Schücking, Wilbrandt, Heyse, Hackländer, Auerbach [115]	1	50
2. Band: Erzählende Beiträge von Rosegger, Kossak, Merckel, Schaumberger, Lorm [116]	1	50
3. Band: Erzählende Beiträge von Rodenberg, Spielhagen, Wellmer, Steub, Lenz, Zschokke [117]	1	50
4. Band: Erzählende Beiträge von Seidel, Glaßbrenner, Wichert, Gaudy, Reuter [118]	1	50
5. Band: Erzählende Beiträge von Raabe, Rosenthal-Bonin, Stettenheim, Schmidt-Cabanis, Knigge, Franzos, Mauthner [119]	1	50
6. Band: Erzählende Beiträge von Schmidt-Cabanis, Gaudy, Alexis, Sacher-Masoch, Müller [120]	1	50
Hebbel, Demetrius. Vollendet von Otto Harnack [161]	—	50
—„— Genoveva. Tragödie. Mit Einl. von R. Specht [71]	—	40
—„— Judith. Tragödie. Mit Einl. von R. Specht [86]	—	25
—„— Maria Magdalene. Trauersp. Einl. v. R. Specht [87]	—	20
—„— Mutter und Kind. Dichtung. Einl. v. R. Specht [88]	—	25
***Hebel**, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Mit 60 Holzschnitten. Cotta'sche Original-Ausg. [156]	—	70
***Heer**, J. C., Die Luftfahrten des Herrn Walter Meiß und andere Novellen [174]	1	80
*—„— Martin Hachlers Erlebnisse. Erzählung [192]	—	80
***Heine**, Buch der Lieder. Einleitung von St. Born [38]	—	60
*—„— Romanzero [50]	—	60
***Herder**, Stimmen der Völker in Liedern [72]	—	75
***Herzog**, Rudolf, Ausgewählte Novellen [175]	1	—
Heyse, Paul, Getreu bis in den Tod — Erkenne dich selbst. Zwei Novellen [108]	—	36
—„— Der Kreisrichter — Rita. Zwei Novellen [178]	—	70
Hofer, Klara, Maria im Baum. Erzählung [189]	—	40
***Hoffmann**, E. Th. A., Kater Murr [51]	—	90
Hoffmann, Hans, Vom guten und schlechten Wein [122]	—	25

	Preis geheftet ℳ	₰
Höffner, Johannes, Das Ende des Girolamo Minotto. Novelle [193]	—	40
*Hölderlin, Gedichte [35]	—	60
Homers Odyssee. Übersetzt von Joh. Heinr. Voß. [34]	—	60
Jean Paul, Doktor Katzenbergers Badereise [73]	—	60
*Jodl, Friedrich, Zur neueren Philosophie und Seelenkunde. Aufsätze. Ausgewählt und herausgegeben von Wilhelm Börner [198]	1	—
*Keller, Gottfried, Die drei gerechten Kammmacher [52]	—	30
*—„— Pankraz der Schmoller. Erzählung [89]	—	50
Beide Erzählungen in einen Band gebunden	1	—
*—„— Ausgew. Gedichte. Herausgeg. von Ad. Frey [131]	1	—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung [199]	—	60
*Kinkel, G., Otto der Schütz [171]	—	50
Kleist, Heinr. v., Michael Kohlhaas. Erzählung [53]	—	25
—„— Der zerbrochene Krug. Lustspiel [54]	—	25
—„— Prinz Friedrich von Homburg. Schauspiel [55]	—	20
Körner, Zriny. Trauerspiel [56]	—	25
—„— Lustspiele [57]	—	30
Koser, R., Aus dem Leben Friedrichs des Großen [179]	—	30
Kossak, Margarete, Der Liebeszauber vom Gléraſoß. Novelle [139]	—	30
*Kurz, Hermann, Der Sonnenwirt. 2 Bände [74/75]	1	30
Beide Bände in einen Band gebunden	1	90
Lenau, Die Albigenser [19]	—	25
—„— Faust — Don Juan — Helena [18]	—	30
—„— Gedichte [17]	—	80
—„— Savonarola [20]	—	30
Lessing, Emilia Galotti. Mit Einleit. v. Hugo Göring [30]	—	20
—„— Minna von Barnhelm. Mit Einleit. v. H. Göring [29]	—	20
—„— Miß Sara Sampſon. Mit Einleit. v. H. Göring [76]	—	20
*Lindau, Paul, Arme Mädchen. Roman [190]	1	60
*Loti, Japanische Herbsteindrücke [142]	—	50
Mérimée, Die Mißvergnügten. Lustspiel. Deutsch von Anton Bettelheim [154]	—	25
Molière, Die gelehrten Frauen. Übers. von L. Fulda [90]	—	30
Molo, Walter v., Der Große Fritz im Krieg [194]	—	40
*Mörike, Erzählungen [130]	—	70
*—„— Gedichte [128]	—	70
—„— Maler Nolten. Roman [129]	1	—
*Nieſſen-Deiters, Leonore, Die Unschuld vom Lande und andere nette Geschichten. 11.—15. Tsd. [191]	1	—
Nissel, Fr., Agnes von Meran. Trauerspiel [140]	—	40
—„— Ein Nachtlager Corvins. Historisches Lustspiel [77]	—	40
*Paoli, Betty, Ausgewählte Gedichte Mit einer Einleitung von M. v. Ebner-Eſchenbach [91]	—	40
Pantenius, Th. H., Kurländische Geschichten [200]	1	50
*Riehl, W. H., Die deutsche Arbeit [180]	1	20
*—„— Ein ganzer Mann. Roman [187]	1	—
—„— Meister Martin Hildebrand. Novelle [160]	—	50
—„— Ovid bei Hofe. Novelle [58]	—	40
Roquette, Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit [78]	—	50
*Rückert, Liebesfrühling nebst Vorfrühling: Agnes' Totenfeier und Amaryllis [32]	—	80
*Schack, A. F. Graf v., Die Plejaden. Dichtung [59]	—	50
—„— Strophen des Omar Chijam [36]	—	40

	Preis geheftet ℳ	₰
*Schiller, Gedichte. Mit Einleitung von Goedeke [109] .	—	50
—„— Die Braut von Messina. Einleit. von Goedeke [110]	—	25
—„— Don Karlos, Infant von Spanien Einleitung von Goedeke [111]	—	30
—„— Die Jungfrau von Orleans. Einl. von Goedeke [60]	—	30
—„— Kabale und Liebe. Einleitung von Goedeke [79]	—	25
—„— Maria Stuart. Einleitung von Goedeke [92] . .	—	25
—„— Die Räuber. Einleitung von Goedeke [28] . . .	—	25
—„— Verschwörung des Fiesco. Einl. von Goedeke [112]	—	25
*—„— Wallenstein. Einleitung von Goedeke I. Teil: Wallensteins Lager — Die Piccolomini [113]	—	25
*—„— —„— II. Teil: Wallensteins Tod [114]	—	25
Beide Teile in einen Band gebunden	—	90
—„— Wilhelm Tell. Einleitung von Goedeke [27] . .	—	25
*Schopenhauer, Parerga und Paralipomena Kleine philosophische Schriften. 4 Bände	3	—
I. Band [93] — 60 Pf. — II. Band [94] — 70 Pf. III. Band [95] — 80 Pf. — IV. Band [96] — 90 Pf.		
Band 1 und 2 in einen Band gebunden	1	90
Band 3 und 4 in einen Band gebunden	2	30
*—„— Die Welt als Wille und Vorstellung. 2 Bände	1	10
I. Band (1. und 2. Buch) [39]	—	50
II. Band (3. und 4. Buch) [40]	—	60
Beide Bände in einen Band gebunden	1	70
Seidel, Heinrich, Hans Beinharts Abenteuer [182] . .	—	90
*—„— Der Rosenkönig. Eine Vorstadtgeschichte [61] . .	—	40
*—„— Weihnachtsgeschichten [62]	—	60
Shakespeare, Julius Cäsar, Übersetzt von A. W. v. Schlegel. Mit Einleitung von Max Koch [80] . .	—	25
—„— Wie es euch gefällt. Übersetzt von A. W. v. Schlegel. Mit Einleitung von Max Koch [81]	—	25
*Simrock, Karl, Übersetzungen:		
*Gudrun. Deutsches Heldenlied [135]	—	80
*Das kleine Heldenbuch. 2 Bände [137. 138] . je	—	80
Beide Bände in einen Band gebunden	2	20
*Das Nibelungenlied. Mit Simrocks Bildnis [136] .	1	—
Skowronnek, Richard, Der Bruchhof. Ein Roman aus Masuren [201]	1	—
Streicher, Andreas, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782 bis 1785 [143]	—	50
*Uhland, Gedichte [31]	—	70
—„— Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel [64] .	—	20
—„— Ludwig der Baier. Schauspiel [63]	—	20
*Widmann, J. V., Touristennovellen [172]	1	20
Wieland, Oberon. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Mit Einleitung von Franz Muncker [65]	—	60
*Wilbrandt, Adolf, Feuerblumen [173]	—	90
*—„— Novellen aus der Heimat [97]	—	90
*—„— Die Rothenburger. Roman [196]	1	50
*Wilhelm I. und Bismarck in ihrem Briefwechsel. Auswahl u. Erläuterung von Eduard v. d. Hellen 202]	1	60
*Wolzogen, K. v., Schillers Leben [82]	—	70

Auf die vorgenannten Preise wird bis auf weiteres ein Teuerungszuschlag von 10 Prozent berechnet.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Ludwig Anzengrubers

Gesammelte Werke

Dritte Auflage

10 Bände gebunden M. 35.—

Inhalt: Band I. Vorbericht der Herausgeber. Biographisches und Autobiographisches. Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. Band II. Der Schandfleck. Eine Dorfgeschichte. Band III. Dorfgänge. Erste Abteilung. Band IV. Dorfgänge. Zweite Abteilung. Großstädtisches. Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo. Band V. Kalendergeschichten. Gedichte und Aphorismen. Band VI. Bauernstücke: Der Pfarrer von Kirchfeld. Der Meineidbauer. Die Kreuzelschreiber. Band VII. Bauernstücke: Der G'wissenswurm. Doppelselbstmord. Der ledige Hof. Band VIII. Bauernstücke: 's Jungferngift. Stahl und Stein. Die Trutzige. Band IX. Bauernstücke: Der Fleck auf der Ehr'. Die umkehrte Freit'. Dramen: Elfriede. Bertha von Frankreich. Hand und Herz. Band X. Wiener Volksstücke: Das vierte Gebot. Alte Wiener. Heimg'funden.

Letzte Dorfgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß. 2. Auflage — Gebunden M. 5.50

Wolken und Sunn'schein. Gesammelte Dorfgeschichten. 6. Auflage — Gebunden M. 4.50

Der Pfarrer von Kirchfeld. Volksstück 22.—24. Auflage — Geheftet M. 2.—

Die Heimkehr und andere Geschichten — Geheftet M. —.60

Der ledige Hof. Schauspiel — Geheftet M. —.30

Das vierte Gebot. Volksstück in vier Akten. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. A. Koppitz — Gebunden M. —.85

Auf die vorgenannten Preise berechnet das Sortiment bis auf weiteres einen Teuerungszuschlag von 10 Prozent

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart